

Gen. h. 17911

MITTEILUNGEN
DER
SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT
FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS.

Band VII.

Jahrgang 1905. — Heft XIII und XIV der ganzen Reihe.



BRESLAU

Selbstverlag der Gesellschaft

(für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)

1905.



06.055.5(061.2) : 39(04) St
+ 41 + 430-5(438)/04 + 484-54(04)

Mit Schles

7438 D/ VII/2

7438 "D" E14

Alle Rechte vorbehalten.

[Mitteilungen d. Schles. Gesellsch. f. Volksk.
Bd 7. Jg 1905 H. 14

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Masner, Museumsdirektor Prof. Dr. Karl, Neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde	XIII S. 1
Gusinde, Oberlehrer Dr. phil. Konrad, Einiges über Rythmus, Wort und Weise	XIII S. 9
Klapper, Dr. phil. Josef, Alte Arzneibücher	XIII S. 22
Olbrich, Oberlehrer Dr. phil. K., Ein Freund und Förderer der schlesischen Volkskunde vor hundert Jahren und seine Zeitschrift	XIII S. 30
Knoop, Professor O., Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen	XIII S. 43
Lowack, Dr. phil. Alfred, Die älteste Probe schlesischen Volksdialekts im Drama	XIII S. 58
Drechsler, Gymnasialdirektor Dr. P., Der schlesische Bergmann unter und über Tage	XIII S. 63
Kühnau, Oberlehrer Dr. phil., Hexen und Hexenzauber, nebst einem Anhang über Zauberer und Hexenmeister	XIII S. 82
Stäsche, Oberlehrer Dr. phil., Sagen vom Alp und der weissen Frau	XIII S. 99
Hippe, Stadtbibliothekar Dr. Max, Die Gräber der Wöchnerinnen	XIII S. 101
Klapper, Dr. phil. Josef, Zur Volkskunde aus dem Goldberg-Haynauer Kreise	XIII S. 106
Philo vom Walde (Johannes Reinelt), Lock- und Scheuchnamen für Haustiere	XIII S. 110
Dittrich, Oberlehrer Paul, Amtliches aus dem 18. Jahrhundert	XIII S. 112
Siebs, Univ.-Prof. Dr. phil., Schlesische Flurnamen	XIII S. 113
Olbrich, Oberlehrer Dr. phil. K., Anfragen	XIII S. 115
Feit, Kgl. Gymnasialdirektor Dr. phil. P., Das deutsche Volksrätsel	XIV S. 1
Nehring, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. phil. W., Die russische Volksepik	XIV S. 33
Klapper, Oberlehrer Dr. phil. J., Beschwörungsformeln bei Gewinnung der Wünschelrute	XIV S. 51
Knoop, Professor O., Die Freimaurer im Volksglauben	XIV S. 58
Kahle, Univ.-Prof. Dr. phil. B., Noch einmal die Gräber der Wöchnerinnen	XIV S. 59

IV

Szulczewski, Lehrer A., Polnische Märchen aus der Provinz Posen	XIV	S. 60
Knoop, Professor O., Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen	XIV	S. 70
Stäsche, Oberlehrer Dr. phil. T., Namen polnischer Herkunft aus Klein-Ellguth bei Oels	XIV	S. 77
Kühnau, Oberlehrer Dr. phil., Zaubermittel gegen Krankheit und leibliche Schäden, besonders das Versprechen (Sympathie) .	XIV	S. 86
Pradel, Oberlehrer Dr. phil. F., Schlesische Volkslieder	XIV	S. 94
Klemenz, Oberlehrer Dr. phil. P., Zum Gebrauche des Artikels vor Ortsnamen	XIV	S. 105
Siebs, Univ.-Prof. Dr. phil. Th., Zu den schlesischen Flurnamen .	XIV	S. 107

Besprechungen.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen III. Von Stadtbibliothekar Dr. phil. M. Hippe	XIV	S. 108
Dahn, Felix, Die Germanen. Von Prof. Dr. phil. Siebs	XIV	S. 109
Koch, M., u. Heusler, A., Urväterhort. Von Prof. Dr. phil. Siebs	XIV	S. 109
Doepler, E., u. Ranisch, W., Walhall. Von Prof. Dr. phil. Siebs	XIV	S. 110
Opitz, Emil, Die Arten des Rustikalbesitzes und die Laudemien und Markgroschen. Von Archivrat Dr. phil. Wutke . .	XIV	S. 111
Haas, A., Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin. Von Dr. phil. Wahner	XIV	S. 112
Deecke, W., Vineta. Von Prof. Dr. phil. Siebs	XIV	S. 113
Sittenfeld, L., Schlä'sches Quellbündel	XIV	S. 113
Paeschke, P., Der Gröditzberg	XIV	S. 114

Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte	XIII	S. 117,	XIV	S. 114
Eingänge	XIII	S. 120,	XIV	S. 116
Nachrichten und Anzeigen	XIII	S. 120,	XIV	S. 116

Das deutsche Volksrätsel.

Von Dr. P. Feit.

Die meisten volkstümlichen Unterhaltungsblätter widmen ein Eckchen einem allgemein beliebten Spiel des Verstandes, irgend einer Art des Rätsels, mag ein Wort aufgegeben werden, dessen Begriff in geheimnisvoller Umschreibung ausgedrückt wird, das nach seinen verschiedenen Bedeutungen Widersprüche in sich zu schliessen scheint, das vorwärts und rückwärts gelesen Sinn hat, verschieden betont werden, in mehrere sinnvolle Silben zerlegt werden kann, oder mögen mehrere Wörter durch Buchstabenveränderung, -weglassung, -vermehrung oder -umstellung zu bilden sein. Es kommt mir vor, als ob namentlich bei den zuletzt genannten Umformungen nicht selten die zulässige Grenze überschritten werde, und auch sonst fehlt den neueren Rätseln gewöhnlich das, was allein sie zu einer wirklich erfreuenden Unterhaltung machen kann, die poetische Gestaltung, die ein anschauliches Bild des geschilderten Dinges geben soll, oder der treffende humorvolle Witz, der zur Erfindung reizt ¹⁾. Schillers grossartiger Vorgang hat nur spärliche Nachfolge gefunden. Aber wie dem auch sei, in meinen Ausführungen soll von allen diesen Rätseln, Homonymen, Logogriphen, Anagrammen, Palindromen, Charaden u. s. f. nicht die Rede sein, also nicht von denen, die man gelehrte Rätsel nennen kann. Auch diese Gattung ist durch lange Zeiten und durch viele Völker zu verfolgen. Sie blüht auf bei den witzigen Griechen, ist uns minder bekannt aus dem Leben der nüchternen Römer älterer Zeit, wird aber auch von diesen in der Periode des

¹⁾ 'Es wird in künstlerischer Form unkünstlerische Arbeit verlangt, und wenn die geleistet ist, bleibt nichts übrig'. Bonus in der Deutschen Monatschrift begr. von Lohmeyer 1905 S. 212.

Verfalls gepflegt. Sie ist ein Hauptzeitvertreib der Mönche, die Humanisten haben Hunderte von Rätseln in künstliche lateinische und griechische Verse gebracht¹⁾, seit dem 16. Jh. sind zahlreiche Sammlungen gedruckt worden, im vorigen Jahrhundert erschienen sogar Zeitschriften, die ganz dem Rätselwesen und -sport bestimmt waren²⁾.

Wie anders klingt diesen Rätseln gegenüber, was Gustav Freytag in den 'Brüdern vom deutschen Hause' erdichtet³⁾:

'Friderun beugte sich schnell zur Erde und rief die geschlossene Hand emporhebend: Wer vermag zu raten, was ich in meiner Hand festhalte? Vernehmt die Frage:

Aus der Erde sprang es,	sein winterlich Gewand,
auf niederem Stuhle sass es,	doch kündet's Heil und Wonne
und trug in milder Sonne	dem, der es fand

Was ist das?

Da riet der Schüler: Es ist ein weisses Veilchen.

Ihr habt's getroffen, und Ihr sollt es haben, und möge es Euch Glück bringen, antwortete Friderun ihm zunickend.

Der Schüler sprach zu Friderun: Könnt auch Ihr erraten, was ich in meiner Hand halte:

Ich weiss ein festes Haus.
Der dicke Wirt zog aus.
Er ass das volle leer.
Die Tür steht offen,
nur Kehricht fliegt umher.

Der Spruch meint eine hohle Nuss, rief Friderun lachend'.

Die Aufgabe der Jungfrau kennzeichnet die dichterische Anmut, das Verslein des Schülers den frischen Humor dieser volksmässigen Rätsel, von denen ich sprechen will⁴⁾. Wie das Märchen,

¹⁾ Reusner, Aenigmatographia, Frankfurt 1599, Aenigmata 1602, *Γενιολογια* 1602, Lauterbach, Aenigmata 1601. In den ersten dreien sind einige deutsche Volksrätsel.

²⁾ Hayn im Zentralblatt für Bibliothekswesen 7, 516 ff.

³⁾ Werke 10, 27.

⁴⁾ A. Bonus führt im Kunstwart 1905 S. 437 ff. im Anschluss an Schillers Rätsel vom Blitz und das ihm gegenübergestellte Volksrätsel:

Hoch auf sitz' ich,
hoch auf schweb' ich;
komm' ich herab, so fress' ich sechs Ochsen

treffend aus, dass die Anschauung des Volksrätsels selbst wie der Blitz da ist, und wenn das Eintreten des begrifflichen Elements, durch welches aus den 'uneigentlichen' Rätseln der Weisheitserprobung die eigentlichen Rätsel wurden, sich zur Hauptsache macht, während es ein nur zur Ordnung und Beweglich-

die Sagen und das Volkslied sind sie von Bedeutung in unserer Literatur und von hohem Wert für die Volkskunde.

Die Absicht meines Vortrages ist, durch eine Schilderung und Charakteristik des Volksrätsels zu einer schlesischen Sammlung, die unsere Gesellschaft gleich in dem ersten Fragebogen als eine ihrer Aufgaben bezeichnet hat, erneute Anregung zu geben. Ausser wenigen Proben in Weinholds 'Beiträgen zu einem schlesischen Wörterbuch' und in Drechslers 'Streifzügen durch die schlesische Volkskunde' im zweiten Heft der Mitteilungen liegt bisher nur eine allerdings recht aner kennenswerte Sammlung von Peter vor, 107 Rätsel und Rätselfragen aus Österreich-Schlesien¹⁾. Andere Teile unseres Vaterlandes sind rühriger gewesen. Schon vor acht Jahren ist ein hervorragendes Werk erschienen, das durch Reichhaltigkeit des Stoffes und der Nachweise in den Anmerkungen längst ein Vorbild für Schlesier hätte sein sollen, Richard Wossidlos Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I. Band: Rätsel, Wismar 1897. Es wurde von Vogt in den Mitteilungen Heft IV S. 93 angezeigt.

Fein empfindende Beobachter haben in unsern Sagen und Märchen, in der Spruchdichtung und in Rechtsbräuchen die Richtung auf das Rätselhafte wohl erkannt. So sagt W. Wackernagel²⁾: Versinnlichung des Geistigen, Vergeistigung des Sinnlichen, Personifizierung des Unpersönlichen, verschönende Erhebung dessen, was alltäglich vor uns liegt, alles das gehört zum Wesen des Rätsels, wie es zum Wesen und zu den Mitteln der Poesie gehört; und so möchte kaum ein Volk sein, das Poesie besäße und keine Freude an Rätseln³⁾. Aber vor allen zeigt sich die deutsche Poesie, die ältere wenigstens, ganz durchdrungen von einem Zuge

machung angebildetes Organ sein sollte, ein Lehrgleichnis entsteht, das in der Allegorie erkrankt. Die Hauptsache ist, die eine Anschauung so wesentlich und charakteristisch als möglich hinstellen. Dann bringt auch die Auflösung durchaus nicht zugleich die Auflösung der Bilder mit sich, vielmehr die Bestätigung und neue Freude. Vgl. Grimms Ausführungen zum Traugemundsliede in den Altdutschen Wäldern 2.

¹⁾ A. Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien, Bd. I, Tropaupau 1865.

²⁾ Haupts Zeitschr. für deutsches Altertum 3, 25.

³⁾ So finden sich z. B. Volksrätsel bei den Römern in Petrons Satirae 58 und in Vergils Bucolica 3. 104 ff.; s. Ohlert im Philologus LIII S. 745 f., LVII S. 599.

nach rätselhafter Anschauung und Rede. Das Finden und Binden des Dunklen ist nach alter Ansicht ein Hauptmerkmal guter Dichtung. Otfrid rühmt, allerdings mit dem Ausdruck ringend, an den Schriftstellern der Vorzeit, dass sie etwas Rätselhaftes erfanden und zusammenbanden¹⁾. Wackernagel nimmt Rätsel und Rätsellieder wegen ihrer Verbreitung unter allen germanischen Völkern und wegen der kräftigen Einfachheit, womit in ihnen die Poesie gehandhabt wird, schon für die frühesten Zeiten an²⁾.

Einige Beispiele sollen die Altertümlichkeit und die Verbreitung zeigen. Die altnordische Hervara-Sage erzählt, der früher sehr wilde, später massvollere König Heidrekr habe am Julabend auf den Sühneber das Gelübde getan, jeden Frevel gegen seine Person durch ein Zwölfmännergericht abzuurteilen und jedem Verzeihung zu gewähren, der ihm unlösbare Rätsel vorlege. Aber er löste alle. Da opferte der blinde Gestr, ein reicher Mann, der sich gegen den König vergangen hatte, hilfe flehend dem Odin, und nun ging der Gott in seiner Gestalt zu Hof, erinnerte Heidrekr an seinen Eid und legte ihm 30 Rätsel vor³⁾. Darunter ist folgendes:

Vier wandeln, vier hangen,
zwei den Weg weisen, zwei Hunden wehren,
einer schleppt nach ein Leben lang, der ist allzeit schmutzig.

Heidrekr antwortet:

Eine Kuh war es,
die du dort sahest vierbeinig einhergehen.
Vier Euter hängen, der Hörner zwei
den Hunden wehren, der Schwanz hängt hinten.

In Holstein lautet das Rätsel⁴⁾:

Veer Hengels, veer Gängels,
twee wiist den Weg, twee seht den Weg,
een släept achterna; rade mael, wat meen ik da?

¹⁾ 1, 1, 8 iz dunkal eigin funtan zisamane gibuntan. Vgl. Henrici in der Zeitschr. für deutsches Altertum 24, 196, wo dunkal richtig als 'Tiefsinniges' gedeutet wird, aber übersehen ist, dass sowohl dunkal wie zisamane bintan Ausdrücke sind, die vom Rätsel und seiner Formung recht eigentlich gebraucht werden. Über binden, verschränken, knüpfen, knoten, fesseln s. DW. unter Haft und Rätsel. Zu Dunkel vgl. Luther, 1. Kor. 13, 12: tunkel wort für *αἰνυμα*.

²⁾ Lit. Gesch. S. 9.

³⁾ Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, 124.

⁴⁾ K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (= SHS.), S. XII.

Aus Mecklenburg führt Wossidlo 22 Formen an, in denen alle Ausdrücke des alten Rätsels vorkommen, wenngleich bald so, bald so verändert, z. B.

Vier hängen, vier gängen,
twee lüchters, twee stüters, eenen napietscher.

Schwäbisch heisst es:

Vieri ganget und vieri hanget;
zwei spitziige, zwei glitziige
und einer zottelt hinten nach.

Von Italien an, in Frankreich, in England, bei den Slawen, den Letten, bis hinauf in den skandinavischen Norden ist die Verbreitung des Rätsels nachgewiesen worden. Und wie gar merkwürdig stimmen Einzelheiten überein, wenn z. B. vom Schwanz in Mecklenburg gesagt wird: Philippus kihrt na, und in der alemanischen Fassung: Basilima gumpst hinde dra¹⁾.

Auf den Färöer hat sich der Rätselkampf Odins in Volksliedern wesentlich übereinstimmend erhalten²⁾. Zur Ergänzung der fehlenden poetischen Rätsel sind dort prosaische eingeschoben worden. Die Sammlung beginnt mit dem Rätsel vom Schnee:

Ich weiss einen Vogel federlos,
er setzte sich auf einen Wall erdlos,
da kam eine Jungfrau gegangen, sie nahm ihn handlos,
briet ihn feuerlos und ass ihn mundlos.

Der erdlose Wall ist ein Schneehaufen, an dem die Sonne den leichten losen Schnee schmelzt³⁾.

Dies Rätsel ist eines der verbreitetsten. Wossidlo hat es in 11 Formen. In Holstein lautet es:

Da köem en Vagel fedderlos
un sett sik op 'n Boem blattlos.
Da köem de Jungfru mundelos
un freet den Vagel fedderlos
van den Boem blattlos.

Also fünfzeilig und offenbar einer alten Gestalt genau entsprechend, da man es nur Wort für Wort ins Althochdeutsche oder Altsächsische umzuschreiben und das eine Wort Jungfer mit Magd zu vertauschen braucht, um eine Strophe von regelmässig gemes-

¹⁾ K. Müllenhoff in der Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, 1—20, Wossidlo, Anm. zu 165.

²⁾ Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, 124 ff., 315 ff.

³⁾ Müllenhoff und Scherer, Denkmäler (= MSD.), zu 7, 4.

senen und alliterierenden Versen zu vier Hebungen zu erhalten. Grimm nennt es ein ausgezeichnetes Stück, das in der alten Edda stehen dürfte¹⁾. Aber da die Alliteration mit dem 9. Jh. auch in der Volkspoesie ausser Gebrauch kam, so wird man es für älter zu halten haben²⁾. Es ist uns schon in einer Handschrift aus dem Anfang des 10. Jhs. als eines der ältesten deutschen Rätsel überliefert, allerdings in lateinischer Übersetzung, die das Altüberkommene sichtlich erweitert und die Alliteration verwischt hat, doch der färöischen Fassung nahe steht³⁾.

Sollten diese beiden Rätsel von der Kuh und vom Schnee in ähnlicher Form nicht auch in Schlesien noch im Munde des Volkes irgendwo umgehen?

Wir sahen, dass ein Volksrätsel in die gelehrte Mönchssprache umgesetzt wurde. Das gleiche geschieht in einer Rhetorik aus St. Gallen, deren Handschrift dem 11. Jh. angehört. Um die Redefigur der Synekdoche zu erklären, wird der Vers angeführt:

Porcus per taurum sequitur vestigia ferri,
das Schwein folgt durch den Stier den Spuren des Eisens.

Dieser Hexameter findet sich im 15. Jh. wieder, er wird in der Folgezeit in zwei Disticha umgebildet und gelehrt verbrämt. Deutsch würden sie etwa lauten:

¹⁾ Altd. Wälder 2, 21.

²⁾ K. Müllenhoff in der Zeitschr. für deutsche Mythologie 3.

³⁾ Spuren dieses Rätsels in den Zaubersprüchen des Marcellus und Pelagius weist Ohlert im Philologus LIII S. 749 ff. nach. — Lateinisch bei Reusner, Aenigmatographia S. 254, griechisch S. 258. — 'Die in ihm gegebene Vorstellung trat mir einmal noch viel geschliffener mündlich so entgegen: 'Wenn die weisse Gans um Weihnachten brütet, so kommt die Saat gut'. Der Bauer, der dies sagte, wollte damit nicht ein Rätsel aufgeben; er setzte voraus, dass die Anschauung bekannt sei. Im Spätwinter, etwa März, kann man in jedem Bauernhaus die Gans aus der Höhle unter dem Herd, wo sonst das Holz liegt, hervorzischen hören. Da brütet sie. Die Monate vorher brütete oder sollte gebrütet haben auch die grosse weisse Gans, der Schnee. Was sie ausbrütet, das ist die junge Saat, die, wenn der Schnee weg ist, die Erdkruste durchbricht, wie der junge Vogel die Schale. Und der Bauer weiss, was schneeloser Frostwinter für die Saat bedeutet. Nicht Allegorie, sondern ein mit Leben ganz und gar gesättigtes Anschauungsgebild. Es könnte wohl gar in Rätseln aufgegeben werden wie der Vogel federlos'. A. Bonus im Kunstwart 1905 S. 440. Dasselbst S. 477, 83 die hübsche Nachbildung:

Es war ein Baum ohne Äste,
es flog ein Vöglein drauf ohne Flügel,
es frass ihn ganz ohne Maul. (Kerze.)

Mich hat die Mutter erzeugt, die des stinkenden Sumpfs sich
erfreuet,
ich durchteile die Brust des, der mit Hörnern sich wehrt,
und damit ich die Enge des Weges glücklich durchlaufe,
führen auf meinem Geleis Brontes und Steropes mich.

Aber daneben begegnet die schlichte Form:

Durch einen Ochsen läuft das Schwein
und mit scharpfem Eiserlein
bereitet sich den engen Weg,
dass es im Durchlauf nit zerbrech' ¹⁾.

Gemeint ist die Schweinsborste, die durch das von der Ahle
gebohrte Loch im Leder gezogen wird. Auch dieses Rätsel kommt
norwegisch und schwedisch vor.

Die Frage, wie solche Verbreitung zu erklären sei, ist bisher
nicht endgültig gelöst worden. Es ist unzweifelhaft, dass manche Volks-
rätsel durch literarische Weiterüberlieferung gewandert sind. Aber
das trifft nur für einzelne zu. Ein derartiger Zusammenhang der
verschiedenen Formen des Schneerätsels lässt sich nicht nach-
weisen. Grosse Wahrscheinlichkeit dagegen hat es, dass wie bei
Mythen und Märchen auch hier ein uralter Gemeinbesitz der ger-
manischen Stämme anzunehmen ist. Findet sich das Rätsel doch
oft in Erzählungen, Märchen und Schwänke eingekleidet und mit
Liedern verbunden.

Reste alter kosmischer Märchen sind auch bei den Griechen zu
erkennen. Als Circe dem Odysseus warnend von den thrinakischen
Herden des Sonnengottes erzählt, sagt sie, es seien dort sieben
Rinder- und ebensoviele Schafherden zu je 50. Es würden keine
hinzugeboren, noch vergingen sie. Hirtinnen seien göttliche
Nymphen, Phaetusa und Lampetie. Das deutete schon Aristoteles
auf die 7 mal 50 Tage und Nächte des Mondjahres, die unter der
Sonne und dem Monde stehen ²⁾. Nicht anders gaben die Hebräer
ihren Gedanken über die Geheimnisse der Natur Ausdruck, so in
den Worten Agurs, Sprüche des Salomo Kap. 30: 'Wer fähret auf
gen Himmel und herab? Wer fasst den Wind in seine Hände?
Wer bindet die Wasser in ein Kleid? Wer hat alle Enden der
Welt gestellt? Wie heisst er, und wie heisst sein Sohn? Weisst

¹⁾ Wackernagel, Lit. Gesch. S. 74, 17. MSD. XXVI, wo die Verse ohne
Not geändert sind.

²⁾ Ohlert, Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen, Berlin 1886,
S. 70.

du es?' Die Inder hatten ein Rätsel von der Sonne: 'Ich habe einen Hirten gesehen, der niemals seinen Fuss auf den Boden setzte und doch kam und ging auf den Pfaden, und der zwischen den Wolken rund umgeht, dieselbe und doch verschiedene Strassen wandelnd' ¹⁾).

Dem stellen sich nun aus den Eddaliedern an die Seite die Sprüche der Vala über Welt- und Menschenschöpfung, Götterkrieg, Weltsturz und -erneuerung, die sie, ein Beweis ihres Rätselcharakters, oft mit der Frage unterbricht: wollt ihr noch mehr wissen und was? Ferner Odins Lösung der Fragen des Riesen Vafþrúdnir ²⁾ und die eigenen Fragen, in denen er sich schliesslich als den Gott zu erkennen gibt, Svipdags Fragen an Fjolsvidr, durch die er seine Braut Menglōð befreit, namentlich auch Thors Fragen an den Zwerg Alvis, ein Stück ganz im Geist der Skaldendichtung, die sich an Synonymen, an bildlichem Ausdrucke, wie den kenningar und heiti, erfreute. Diesen poetischen Umschreibungen verglich Vogt in der Anzeige der mecklenburgischen Rätsel mit Recht die in ihnen so stark vertretenen lustigen Wortbildungen zur verhüllenden Benennung der zu ratenden Dinge, von denen lüchters, stöters und napietscher, spitzige und glitzige schon erwähnt sind und andere bald genannt werden sollen.

Den gleichen Charakter wie diese Lieder, aber ins niedrig Komische gewandt tragen in der Epik der gemeinen Spielleute die Rätsel- und Lügenlieder. Eines der ersten Art ist aus zwei Orten des österreichischen Schlesiens bekannt ³⁾).

Es ritt ein Ritter dieselbige Strassen,
 Wo zwei schwarzbraune Mädchen sassen.
 Die eine grüsst' ihn, die andere nicht:
 Sie hat ihre Arbeit schlecht ausgericht.
 Drum will ich der Jungfrau drei Fragen aufgeben,
 Wenn sie mir könnt' die drei Fragen auslegen.
 Sag' mir, was ist denn so grün wie der Klee?
 Sag' mir, was ist denn so weiss wie der Schnee?
 Sag' mir, was ist denn so schwarz wie 'ne Kohl'?
 Und wenn sie das weiss, heirat' ich sie wohl.
 'Der Holunderbaum, spriest er, ist grün wie der Klee,

¹⁾ Ohlert S. 118.

²⁾ Bedeutet „der im Verwickeln, d. h. im rätselhaften Ausdruck Starke“.

³⁾ Peter S. 272, zu vergleichen Simrock, Deutsches Rätselbuch, 3. Aufl. S. 179.

Und wenn er dann blüht, ist er weiss wie der Schnee,
 Und wenn er zur Reife kömmt, schwarz wie 'ne Kohl',
 Ein'm braven Reitersmann geht's immer wohl.
 Noch will ich der Jungfrau sechs Fragen aufgeben,
 Ob sie mir könnt' die sechs Fragen auslegen.
 Sag' mir eine Jungfrau, die hat keinen Zopf,
 Sag' mir einen Turm, der hat keinen Knopf,
 Sag' mir ein Messer, das hat keine Spitz',
 Sag' mir ein Feuer, das ist ohne Hitz',
 Sag' mir ein Häuschen, darin ist kein Tisch,
 Sag' mir ein Wasser, darin ist kein Fisch.
 'In der Wiege die Jungfrau die hat keinen Zopf,
 Der babylonische Turm der hat keinen Knopf,
 Ein gebrochenes Messer das hat keine Spitz',
 Ein abgemaltes Feuer das gibt keine Hitz',
 In einem Schneckenhaus gibt's keinen Tisch,
 In einem Krug Wasser ist auch kein Fisch.'
 Noch will ich der Jungfrau drei Fragen aufgeben,
 Wenn sie mir könnt' die drei Fragen auslegen.
 Sag' mir, was ist denn noch höher als Gott?
 Sag' mir, was ist denn noch grösser als Spott?
 Sag' mir, was schneller ist als ein Pfeil.
 Ist sie brav tugendhaft, weiss sie es gleich.
 'Die Dornenkron' Christi ist höher als Gott,
 Der Menschen Sünden sind grösser als Spott,
 Der Menschen Gedanken sind schneller als Pfeil'.
 Sie durchlaufen im Augenblick' viel tausend Meil'.
 Noch will ich der Jungfrau zwei Fragen aufgeben,
 Ob sie mir könnt' die zwei Fragen auslegen.
 Sag' mir eine Strasse, die ist ohne Staub,
 Sag' mir einen Wald, der ist ohne Laub.
 'Die Milchstrass' am Himmel die ist ohne Staub,
 Und jeder Tannenwald ist ohne Laub.'
 Und wenn nun die Jungfrau so witzig ist,
 Bau' sie ein Häuschen auf einer Nadelspitz',
 Und so viel Fensterlein mach' sie hinein,
 Als Sterne am grossen Himmelszelt sein.
 'Wenn alle Wässer zusammen wer'n rinnen,
 Und alle Bäume wer'n Früchte gewinnen,
 Und alle Dornen Rosen wer'n tragen,
 Dann komm, stolzer Reiter, nach der Antwort zu fragen.'

In derselben Gegend ist ein Lied von unmöglichen Dingen
 bekannt¹⁾, das mit einem holsteinischen, und zwar im Anfang fast
 genau übereinstimmt²⁾.

¹⁾ Peter S. 270.

²⁾ Müllenhoff, SHS. S. 473; vgl. Uhland, Volkslieder 1 S. 14.

Määdla, wellste bainm'r dinn,
 wellste bainm'r blaiwa,
 do musste m'r aus Hääb'schtruu
 d' fainste Saide schpenna.
 'Wänn ich d'r säld aus Hääb'schtruu
 d' fainste Saide schpenna,
 do misste m'r aus groob'm Ruur
 n grääde Schpelle ¹⁾ schnaida.'
 An wänn ich d'r säld aus groob'm Ruur
 n grääde Schpelle schnaida,
 do misste m'r a Kendla g'büärn
 an nooch'n Jomfr blaiwa.
 'An wänn ich d'r säld . . . do misste m'r a Wiighla macha
 an kën Schniit drää schnaida.'
 An misst ich d'r . . . do misste m'r d' Schtannla zeela,
 di am Himm'l laichta.
 'An mist ich . . . do misste m'r a Lättala lann,
 däss iich s' känn't d'schtaigha.'
 An mist ich . . . däs duu s' kännst d'schtaigha,
 do misste m'r a Fert'l Kraabse
 of an Barg nuf traiwa.
 'An mist ich d'r . . . do misste imm'r hendan giin
 däss känn'r zureck teet blaiwa.'
 An misst ich . . . do misste m'r da griina Wald
 mid ar Sech'l ää Schnaida.
 An misst ich d'r . . . do wiil ich juu schon nimm' mee
 mid ar Jomfr schtraita.

Die letzte Strophe kommt dem Manne zu, also muss etwas ausgefallen sein.

Altes Vorbild dieser Reihen von Fragen ist das Traugemundslied, das in einer Handschrift des 14. Jhs. mit ähnlichen Kettenreimen und Lügenliedern überliefert ist. Diese Dichtungen stammen offenbar aus einem Büchlein, das in den Händen fahrender Leute war. Dessen Spuren lassen sich bis in den Ausgang des 12. Jhs. zurückverfolgen ²⁾. Jakob Grimm vergleicht mit dem Traugemundsliede die Weidsprüche ³⁾, und in der Tat läuft eine dieser dichterischen und auf alten Ursprung weisenden Strophen (68) ganz parallel:

Sag mir an, mein lieber Weidmann,
 was macht den Wald weiss?

¹⁾ Spindel.

²⁾ MSD. XLVIII, 12.

³⁾ Altd. Wälder 2, 21. 3, 97. 125.

was macht den Wolf greis?
 was macht den See breit?
 woher kommt alle Klugheit?
 Das will ich dir wohl sagen schone:
 Das Alter macht den Wolf greis,
 der Schnee macht den Wald weiss,
 und das Wasser den See breit.
 Vom schönen Jungfräulein da kommt alle Klugheit.

Es sind in beiden Dichtungen Fragen, die der Wirt dem Gast vorlegt, um zu sehen, ob er des Eintritts würdig ist¹⁾, ganz wie im Vafþrúðnismöl Str. 6—9 und in Handwerkssprüchen.

Eine wohlgelungene kunstmässige Nachbildung dieser Kettenfragen hat Rückert in den Rätseln der Elfen gegeben²⁾:

Die Elfen sitzen im Felsenschacht,
 Vertreiben mit Reden die lange Nacht.
 Sie legen sich lustige Rätsel vor,
 Die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen im Ohr.
 Und wie ein Windzug dazwischen geht,
 So sind samt den Elfen die Rätsel verweht. —
 Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
 Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.
 Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
 Der Mond, der ob unseren Häuptern rollt.
 Wo quillt die Trän' aus härtester Brust?
 Der Quell im Fels ist mir wohl bewusst.
 Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
 Der Regenstrom, der in Lüften fliesst.
 Wo ist auf dem Fluss die breiteste Brück'?
 Das Eis ist gebaut aus einem Stück.
 Die Flut, die im stetesten Takt sich bewegt?
 Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt.
 Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
 Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.
 Wer hat tausend Augen und sieht sich nicht?
 Der Strauch, der sie treibet und weiss es nicht?
 Wer sah nie von innen sein eignes Haus?
 Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.
 Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?
 Der Zaunkönig wird ausgelacht.
 Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
 Den Erdboden des Menschen Glieder.
 Was ist stärker als der Erdengrund?
 Das Eisen, denn es macht ihn wund.

¹⁾ Altd. Wälder 2, 19. 29.

²⁾ Werke, herausg. von Beyer 2, 119.

Was ist stärker als Eisen und Stahl?
 Das Feuer schmelzt sie allzumal.
 Was ist stärker als Feuersglut?
 Die feuerlöschende Wasserflut.
 Was ist stärker als Flut im Meer?
 Der Wind, der sie treibt hin und her.
 Und was ist stärker als Wind und Luft?
 Der Donner; sie zittern, wenn er ruft.
 Wer ist mächtiger als der Tod?
 Wer da kann lachen, wenn er droht.
 Und wer, wenn die Erde bebt, kann stehn?
 Wer nicht fürchtet unterzugehn.
 Warum fließt das Wasser den Berg nicht hinauf?
 Weil's bergunter hat leichteren Lauf.
 Warum trägt Kürbse der Eichbaum nicht?
 Dass sie dir nicht fallen aufs Angesicht.
 Wozu hat der Gaul vier Füße empfahn?
 Damit er mit viere stolpern kann.
 Und warum sind die Fische stumm?
 Weil sie sonst würden reden dumm.
 Wer löset alle Rätsel auf?
 Wer immer was weiss, das sich reimet darauf.
 Und warum schweig' ich jetzo still?
 Weil ich nichts weiter hören will.

Müllenhoff nimmt an, dass unsere heutigen Rätsel nur Bruchstücke aus solchen dialogisch fortlaufenden Rätselliedern ältester Zeit sind ¹⁾. Denn die Rätsel dienten nicht nur zu gewöhnlicher Unterhaltung. Im Volksbuch vom Apollonius von Tyrus wird geschildert, wie ein tief bekümmertes Gemüt dadurch erheitert wird ²⁾, von alters her waren sie bei den ernstesten, den festlichsten Gelegenheiten üblich, bei Opfern und bei Gelagen wurde mit ihnen gespielt ³⁾. Wie mussten sie dann wirken, wenn vor einer grossen Zuhörermenge zwei Redegewandte in einem unaufhaltsamen Strom der Worte sich Fragen vorlegten und sie lösten. Noch heute üben sie eine solche Wirkung auf Island aus, und es entspinnt sich ein Wettstreit, in dem der gewinnt, welcher die meisten weiss und sie am künstlichsten vortragen kann ⁴⁾.

¹⁾ Müllenhoff, SHS. S. XII f.

²⁾ Simrock, Volksbücher 3, 259 ff. Man denke an die Traurrätsel des Pharao, an die Orakel.

³⁾ Ohlert S. 45 ff. und im Philologus LVII S. 596.

⁴⁾ V. Gudmundsson, Island am Beginn des 20. Jahrhunderts, übersetzt von Palleske S. 32: 'Eine sehr beliebte Beschäftigung ist auch das Aufgeben

Diese Wettkämpfe sind sehr alt. Salomo stritt mit der Königin vom Reich Arabien und nach Josephus mit Hiram von Tyrus. Jene schenkte ihm freiwillig Gold und Gestein, in dem andern Falle wurde für den Unterliegenden eine Geldstrafe festgesetzt¹⁾. Daran knüpfte wohl die mittelhochdeutsche Spielmannsdichtung an, wo der grobe Bauer Markolf seine volksmässige Derbheit den weisen Aussprüchen des Königs entgegensetzt. In den eddischen Fjolsvinnsmöl ist die Braut des Sieges Preis, so wie Ödipus durch Lösung des Sphinxrätsels Iokaste gewinnt, und Turandot ihre Hand dem Sieger verspricht²⁾. Aber selbst um das Leben geht es bei solchem Kampf³⁾.

Vafþrúdnir bedingt ausdrücklich (Str. 7 und 19):

Nimmer lebend verlässt du die Halle,
erweistest du dich als der weisere nicht . . .
In der Halle sei das Haupt zum Pfande
Beim Streit um die Weisheit gestellt.

Im Kriege der Sänger auf der Wartburg soll gar der Erliegende wie ein Räuber mit Schwert oder Strang gerichtet werden:

Nu wirt gesungen áne vride.
her Walther, komet balde mit der wide,
den háher bringet her.
von Ísenache Stempfel muoz
ob uns nu beiden stán alhie mit sinem swerte breit;
er rihte ab unser eime in roubes site,
dem man valles jæhe.

Ein merkwürdiger Überrest dieser harten Bedingungen hat sich in Böhmen in Verbindung mit einem Schwerttanz bis ins vorige Jahrhundert erhalten⁴⁾. Beim Zusammentreffen zweier Schwerttanzgesellschaften vor einem Dorf fordert die eine Ergebung und Auslieferung des geschenkten Getreides von der andern. Wenn deren Hauptmann nicht darein willigt, so gibt der Herausforderer ihm Rätsel auf, deren Lösung aber selten gelingt. Eine grosse Rolle spielt hierbei der Narr, der mit seiner Gescheitheit

und Lösen von Rätseln, das Erzählen und Deuten von Träumen (!). Vgl. Bonus in der Monatsschrift.

¹⁾ Ohlert S. 6; über Geldeinsatz bei Rätselwettkämpfen der Römer derselbe im Philologus LIII S. 746.

²⁾ Vgl. W. Jordan, Nibelungen, Sigfridsage, 14. Gesang und S. 26.

³⁾ Jakob Grimm, Mythologie S. 862.

⁴⁾ Mitt. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XXVI (1887) S. 41.

oft aus der Verlegenheit hilft. Versagt auch sein Beistand, so werden die Schwerter um das Getreide in den Boden gesteckt, und es beginnt unter den Klängen der Musik ein harter Ringkampf der Hauptleute und nach dem Falle des einen eine allgemeine Rauferei. Wenn aber die Rätsel gelöst werden, so muss der Hauptmann der anderen Partei in der gleichen Weise Rede stehen. Vermag er es, so geht man in Frieden auseinander. Aber nicht immer ist das der Ausgang, und es kommt zu blutigem Kampf, bei dem es sogar Tote gibt. Davon zeugt z. B. eine Kapelle in Angern bei Kaplitz in Südböhmen, die zur Erinnerung an ein solches böses Ende errichtet wurde.

Wenn sich das Rätselspiel mit dem Schwank paart, so werden die Bedingungen glimpflicher gestaltet. In einem alten Schwank wird der Müller, der für seinen Abt drei Rätsel löst, vom Kaiser mit der Abtei belohnt, in der altenglischen Ballade bekommt der Schäfer vom König Johann wöchentlich vier Nobel, in Bürgers Nachbildung erhält der brave Hans Bendix wenigstens einen Panisbrief ¹⁾.

So sind auch die Strafen im Volksrätsel harmloser geartet. Zwar heisst es noch in Süddeutschland, wer nicht erraten kann, der ist tot, ist des Henkers, kommt in die Hölle ²⁾, und in einem schottischen Rätsel: Wenn ihr das Rätsel nicht raten könnt, werde ich euch mit meinem Pistol totschiessen. Aber gewöhnlich werden vielmehr Belohnungen in Aussicht gestellt, so im Kranzsing: Könnt ihr mir das sagen, so sollt ihr mein Rosenkränzlein von hinnen tragen ³⁾, oder: Waar dās drrōut, dam wiu ich māen Reing schänke ⁴⁾, dem will ich mein Herz schenken, der soll eine hübsche Jungfer küssen; der soll haben dreihundert Dukaten; wer dies kann denken, soll sich ein Gläschen Wein einschenken; kannst du dat raden, gāw'k di 'n Braden.

Oft steht nur eine kurze Aufforderung: Etz root, wās dās iis ⁵⁾; manchmal ist sie durch den Reim bedingt: Nu rad mal, mien lütt kūken; root, mai liib'r Meichu ⁶⁾. Auch auf die Schwierig-

¹⁾ Friedreich, *Gesch. des Rätsels*, Dresden 1860, S. 70—83. Wossidlo S. 239.

²⁾ Schlieben, *de antiqua Germanorum poesi aenigmatica*, Berlin 1866, S. 25.

³⁾ Simrock, *Rätselbuch* S. 181 ff.

⁴⁾ Peter Nr. 371.

⁵⁾ Peter Nr. 383.

⁶⁾ Peter Nr. 326.

keit wird hingewiesen: rate mal, wer's raten kann; so etwas hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen; ihr ratet's in hundert Jahren nicht. Oder es wird eine Ermutigung hinzugefügt: Bist du a praafr Jöung, do drröutst dus wool¹⁾. Das vorher angeführte Lied von unmöglichen Dingen schliesst in der Fassung, die Simrock S. 179 mitteilt, dem Anfang entsprechend: Ei Jungfer, ich kann ihr nichts aufzuraten geben, und ist es ihr wie mir, so heiraten wir.

Diesen Abschlüssen steht häufig ein besonderer Eingang gegenüber, entweder das einfache: Was ist das? oder es wird, wobei oft der Reim bestimmend ist, ein vorgeblicher Verfasser genannt: Es sagt der grosse Alexander usw. Beliebt ist die Erweckung des Interesses durch Nennung eines Ortes: hinter unserm Hause; in meines Vaters Garten. So im Rätsel vom Ei²⁾:

To Wittenborg in'n doom,
dor steit 'ne gäle bloom,
un wer de gäle bloom will äten,
de mööt ganz Wittenborg terbräken.

Aber Wittenborg und Dom dienen hier zugleich schon zur Beschreibung der Eierschale nach Farbe und Form. Ein andres Rätsel ist:

Zwischen Berlin und Kopenhagen
liegt 'ne goldne Uhr begraben;
wer die goldne Uhr will haben,
der muss Berlin und Kopenhagen zerschlagen³⁾.

Hier deutet Kopenhagen auf die Kuppe des Eis. Das wird aber vergessen, für die Ortsnamen treten solche ein, die dem Redenden gerade vertraut sind. So nehmen die beiden Rätsel in Schlesien folgende Gestalt an:

Zu Brass'l aim Tuume
iis 'n gaale Bluume.
Waa de will d' Bluume aabrächa,
muus dan ganza Tuum zuschtächa⁴⁾.
Zwischen Potsdam und Perlin
liegt 'ne guldne Uhr vergroaben,
wer diese will hoan,
muss Potsdam und Perlin zerschloan⁵⁾.

¹⁾ Peter Nr. 344.

²⁾ Wossidlo Nr. 31.

³⁾ Wossidlo Nr. 32.

⁴⁾ Peter Nr. 332.

⁵⁾ Drechsler, Mitteilungen 2 S. 53, 5.

Aber auch in Mecklenburg wird in Varianten des Rätsels der Kölner Dom, Wittstock oder gar Schönbeck für Wittenborg genannt, und der Anfang zwischen Potsdam und Berlin ist auch dort bekannt.

In niederdeutschen und englischen Rätseln wird mit grosser Vorliebe im Verhältnis zu anderen Landschaften eine einleitende Klangzeile verwandt. Diese gehört oft zu den beschreibenden Elementen, ist aber nicht selten inhaltsleer und nur durch den Reim herbeigeführt. Ludwig Ruge erzählt von seinen Jugenderlebnissen auf Rügen¹⁾: 'Die Bergener Jugend hatte einen Gesang, eigentlich ein Rätsel, welches sie uns schon aus der Ferne zubrüllten:

Ruge rugerell, vier ruge Fell,
en Klippklapp, ein Gölgapp un en Fideldumpsak!

Das soll bedeuten: einen vierrädrigen Wagen, vier Pferde, einen Kutscher und einen Behälter für Teer, der damals hinten an jedem Fuhrwerk hing. Wir sahen in diesen sinnlosen Versen eine Verspottung unseres Namens, und nichts hätte uns abhalten können, den Spötter, wenn er auch noch so stark war, anzugreifen'.

Diese Einleitung ruge ruge rell und ähnliche, ru ru rell, ri ru rell, ru ru ripp, ru ru runzeljahn, ritze ratze runzel, finden sich in einer grossen Anzahl niederdeutscher Rätsel, auch in dem bekannten Spielreim ri ra rutsch, wir fahren in der Kutsch²⁾. In Schlesien ist von dieser Art, nur dass mit dem Klangwort zugleich Beschreibung verbunden ist, ein Rätsel vom Krebs³⁾:

Ruut ruut gutt,
Flääsch an kå Blutt,
daade dās watt d'rroota,
dam wiil ich 'n Kåpaun'r broota.

Ohne jede Beziehung auf das Rätselwort aber ist es, wenn das niederdeutsche Rätsel vom Schornsteinfeger⁴⁾:

Ritze ratze runzel,
schwarz ist mein funzel,
schwarz ist das Loch,
wo ritze ratze runzel reinkroch

in der schlesischen Form lautet⁵⁾:

¹⁾ Erinnerungen aus meinem Leben, Berlin 1889 S. 99 f.

²⁾ Vgl. Simrock, Volksbücher 9 S. 73 Nr. 259, S. 143 Nr. 555, S. 158 Nr. 630 usw.

³⁾ Peter Nr. 337.

⁴⁾ Wossidlo Nr. 127.

⁵⁾ Drechsler, Mitteilungen 2 S. 53, 2.

Konstantinopel —
 schwarz wie der pöpel,
 schwarzes Loch —
 'nein muss er doch.

Ein gutes Beispiel von Klangmalerei ist folgendes¹⁾:

Gerumpelt, gepumpelt, gefitschelt, gefatschelt, und wenn die gerumpelte, gepumpelte, gefitschelte, gefatschelte nie weiter kann, so muss se se weder hemschaffen. Auflösung: Waschbrett.

An die Klangzeilen grenzen die willkürlichen malenden Namenbildungen, wenn der Hahn ein Mann von Hickenpicken oder Hippenpippen heisst, der Regen Hackelgefackel oder Policker polacker (man meint das Tröpfeln zu hören), die über den Acker stolpernde Egge Hanterlantant, Pferd und Wagen Klimpermann und Klappermann usw. So in Schlesien²⁾:

Es kömmt ein Herr von Tippentappen,
 schneidet ihr den Bauch auf,
 nimmt ihr die Seele raus,
 gibt ihr zu trinken und führt sie spazieren.

Es ist die Gänsefeder, der Herr von Tippentappen der 'eintippende' Schreiber³⁾.

Wenn dagegen ein Mohnhaupt beschrieben wird⁴⁾:

Mai G'fätt'r Tuut
 hood'n bräätä Hutt,
 a hood asuu fil Äste,
 wii d'r Baam hood Äste,

so hat nur der Reim den Namen bestimmt. Ähnlich ist:

Gickala Gackala
 ging iwrsch Ackala;
 wii d' liibe Sonne schiin,
 ging Gickala Gackala wiid'r hääm.

Weinhold deutet dies Hähnchen und Hühnchen⁵⁾, Peter merkwürdigerweise der Schatten⁶⁾. Jedenfalls ist die Beziehung zwischen dem Klangwort und dem Rätselwort sehr unklar.

Weit verbreitet ist:

Es gingen fünfe jagen.
 Zwei brachten ihn getragen,

¹⁾ Drechsler Nr. 7.

²⁾ Peter Nr. 330. Vgl. Reusner, Aenigmatographia S. 316.

³⁾ Dieses Rätsel alt- und neugriechisch bei Ohlert, Philogogus LVII S. 600 f.

⁴⁾ Peter Nr. 350.

⁵⁾ Beiträge zu einem schles. Wörterbuch, Wien 1855, S. 27.

⁶⁾ Nr. 319.

sie trugen ihn nach Wälgerwitz,
von Wälgerwitz nach Nagelwitz,
dort haben's ihn erschlagen ¹⁾.

Niederdeutsch ist dies in vielen Formen vorhanden ²⁾ z. B.:

von Kribliwitz nach Wriwwelwitz,
von Wriwwelwitz nach Tischlewitz,
von Tischlewitz nach Nagelknipps.

Eine schlesische Variante ³⁾ aber ist so sehr unverhüllte Beschreibung, dass man kaum mehr von einem Rätsel sprechen darf:

Schwarzer Gerber, du musst sterben!
Warum gibst mir keine Ruh?
Dein Leben muss verderben,
drück' deine Äuglein zu!

Warum hast du mich gebissen?
Ei, du schwarzes Rabentier,
jetzt wirst du sterben müssen.
Knix Knax, wie gefällt es dir?

Eingangs- und Schlussformen, Klangzeilen und Klangworte, mit einem Worte die Rahmenelemente hat Robert Petsch in einer Schrift: Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels, Berlin 1899, eingehend behandelt. Er bespricht den Übergang in Bedeutsames und versucht auch dieses, die beschreibenden Elemente, zu klassifizieren, je nachdem ein Gegenstand oder Vorgang als Ganzes durch einen oder mehrere Züge oder in seinen Teilen gekennzeichnet wird, oder mehrere Dinge zusammengefasst werden. Ich glaube nicht, dass darauf die zweckmässige Anordnung einer Rätselsammlung begründet werden kann. Denn die Charakterisierung ist im Volksrätsel zu unbestimmt gehalten, meist genügt ein vieldeutiger Zug, ein andres Mal sind es mehrere, und die Phantasie des Volkes ergeht sich in wunderlichen Sprüngen. Häufig tritt ein hemmendes Element ein, das die Spannung erhöht, indem es auf eine mit allem Gesagten scheinbar unvereinbare Eigenschaft hinweist. Aber welche Rätselart kennt diese Wendung nicht?

Ein eigenartiges Merkmal des Volksrätsels, namentlich des niederdeutschen, soll hier beiläufig hervorgehoben werden, die absichtliche Zweideutigkeit. Viele Rätsel gehen darauf aus, dem Ratenden eine unanständige Lösung nahe zu legen, während der Rätselsteller selbst voll überlegenen Humors mit einer unverfänglichen und harmlosen herausrückt ⁴⁾. Diese Neigung hat auch Wossidlo, der sich nicht bedenkt, Derbheiten des volkstümlichen

¹⁾ Peter Nr. 340.

²⁾ Wossidlo Nr. 28.

³⁾ Peter Nr. 339.

⁴⁾ E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Strassburg 1898, S. 334. Petsch S. 42.

Ausdrucks zuzulassen, schwere Bedenken gemacht und ihn gezwungen viele Stücke in die Anmerkungen zu verstecken. Trotzdem bleibt noch viel Anstössiges, und nur die Erwägung, dass ein wissenschaftliches Rätselwerk keine moralische und ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Volkskunde sein soll, kann dazu bestimmen, an solchen Beispielen nicht vorüberzugehen. Simrock hat alles ausgeschieden, was das Anstandsgefühl verletzen könnte, ist sich aber wohl bewusst, dass er damit ein Opfer gebracht hat¹⁾.

Wie eine Rätselsammlung anzulegen sei, darüber gehen die Ansichten auseinander. Wossidlo ordnet nach formellen Kategorien: Gesprächrätsel, mehrere Tiere, Ortsbezeichnungen, Ich-Rätsel, Klangzeilen usw. Simrock unterscheidet Rätsel über die Elemente, die Himmelskörper, Zeitliches, Wetter, Weg, Pflanzen, Tiere usw. Elard Hugo Meyer sagt²⁾: 'Das Rätsel tummelt sich am fröhlichsten im Dorf und dessen nächster Umgebung und versteckt hier namentlich folgende Dinge, nach denen man es auch am besten ordnet, in ein phantasievolles Kostüm: Feld, Wiese und Bach, die Pflanzen, die Tiere und Tierchen, die Menschen mit ihren Körperteilen und Geschäften, das Haus mit seinem Dach und dessen Dachtraufe, seinem Ofen und Keller, mit dem Haus- und Ackergeräte, und etwa noch die Kirche mit Wetterhahn, Glocke, Kanzel, und darüber das Wetter und den Wind und den Himmel mit Sonne und Mond und dem Siebengestirn'. Aber da diese Einteilung nicht völlig erschöpfend ist und das Interesse nicht so durch die einfachen zugrunde liegenden Dinge, sondern durch die Art ihrer Schilderung erregt wird, so ist die formale Anordnung doch die allein empfehlenswerte. Hier will ich, weil von der Form bisher hauptsächlich die Rede war, einige Rätsel der Peterschen Sammlung sachlichen Gesichtspunkten nach betrachten.

Das Verhältnis des sich schlängelnden Baches zu einer gemähten Wiese wird in das lebendige Gespräch zweier Personen verwandelt³⁾:

¹⁾ Rätselbuch S. 5 f.

²⁾ Volkskunde S. 334.

³⁾ Nr. 324, Wossidlo Nr. 1 a, Bonus im Kunstwart 1905 S. 477:

Lank Krummumme,

wo wutte hen?

Korte Verschorne,

wo frägste na?

Kann minen Weg bi Dage un bi Nacht finne.

Du Schiine, du Glâtte,
 wu giist du hiin?
 Du B'scheinte, du B'schââbte,
 was froogst du dreim?

Vom Bach heisst es ¹⁾:

's giid imm'r âns giid imm'r âns iis dâch imm'r aim Bâtte.

Aus dem Tierreich: ²⁾

Es kam ein Mann aus Ägypten,
 er hat ein Kleid aus tausend Stücken,
 er hat ein knöchern Angesicht,
 hat einen Kamm und kämmt sich nicht.

Auch im Niederdeutschen tritt für den Mann aus Hickenpicken der Mann aus Ägypten ein ³⁾, oberdeutsch heisst er der König aus Engelland, weiss und schwarz ist sein Gewand ⁴⁾. Der eitle Herr kann auch zu einem gefährlichen Feinde werden, schlimmer als der bissige Hofhund.

's iis ju dar Lange,
 keimt heinde rai gange,
 ar säet: Joet m'r d' Hiin'r an d' Gäns,
 forn Hōunde fäecht ich mich nii.

So sagt der Regenwurm ⁵⁾.

Ins Pflanzenreich führen die überall bekannten:

Erst weiss wie Schnee,
 dann grün wie Klee,
 dann rot wie Blut,
 schmeckt allen Kindern gut ⁶⁾

und

's hoot nain Haite,
 an baisst alle Laite ⁷⁾.

Ein Rätsel von der grossen Bohne, dem Kürbis oder der Erbse ist an manchen Orten seiner eigentlichen Natur entkleidet worden und wird als Spielreim beim Ringeltanz oder als Abzählvers von den Kindern gesungen. In Holstein kennt man es folgendermassen ⁸⁾:

¹⁾ Nr. 322, 323.

²⁾ Nr. 327.

³⁾ Müllenhoff, SHS. 506, 12.

⁴⁾ Petsch S. 118.

⁵⁾ Nr. 341, vgl. Wossidlo Nr. 215.

⁶⁾ Nr. 343.

⁷⁾ Nr. 349.

⁸⁾ Müllenhoff, SHS. S. 505, 7, vgl. Wossidlo Nr. 39.

In den Garden stunn en Kutsch,
 hier en Kutsch und daer en Kutsch.
 In de Kutsch da weer en Duef,
 hier en Duef und daer en Duef.
 Von de Duef daer flöeg en Fedder usw.
 Uet de Fedder word' en Bett usw.

In dat Bett da slöep en Knecht usw.
 Vor dat Bett da stünn en Weeg usw.
 In de Weeg da slöep en Kind,
 hier en Kind un daer en Kind.
 Nun rade wat is dat?

In Pommern¹⁾ und in Berlin²⁾ ist eine blosse Reimerei daraus geworden:

Ich will euch was erzählen
 von de mumme Reelen.
 Mumme Reelen hat 'n Jarten,

hier 'n Jarten, da en Jarten,
 und das is en runder Jarten.
 In den Jarten steht 'n Baum usw.

Wie in der mecklenburgischen Fassung schliesst die Aufzählung:

Vor dem Bett da steht en Tisch usw.
 Auf den Tisch da liegt en Buch usw.
 In dem Buch da steht geschrieben:
 Du sollst deine Eltern lieben.

Mumme Reelen wird in Berlin nicht mehr verstanden. Der Name Reelen scheint ohne Bedeutung zu sein und ist wohl des Reimes wegen gewählt wie Gevatter Tuut im Rätsel vom Mohnhaupt. Mumme ist entstellt aus Muhme. Die Zeit, wo man die Mutterschwester oder sonst eine Anverwandte so nannte, ist längst vergangen. So weist der Kindervers durch dieses eine Wort schon darauf, dass ihn die Ururgrossväter als Kinder so sangen wie die Jugend heutzutage.

An diese Reimerei klingen die schlesischen vom Berg im freien Feld³⁾ und vom Birnbaum in der Au⁴⁾ an. Die letztere beginnt:

Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub.
 Was ist auf dem Baum? Ein wunderschöner Ast.
 Ast auf dem Baum, Baum in der Au.
 Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub.

Jeder Vers wird länger, der letzte lautet:

Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub.
 Was ist auf dem Baum? Ein wunderschöner Ast.
 Was ist auf dem Ast? Ein wunderschönes Nest.
 Was ist in dem Nest? Ein wunderschönes Ei.
 Was ist in dem Ei? Ein wunderschöner Vogel.

¹⁾ Petsch S. 116.

²⁾ H. Meyer, Der richtige Berliner, 1904, S. 138, 26.

³⁾ Peter S. 49.

⁴⁾ Peter S. 52.

Was ist an dem Vogel? Eine wunderschöne Feder.
 Was ist von der Feder? Ein wunderschönes Bett.
 Was ist in dem Bett? Ein wunderschönes Kind.
 Was ist bei dem Kind? Eine wunderschöne Mutter.

Mutter bei dem Kind,	Vogel in dem Ei,
Kind in dem Bett,	Ei in dem Nest,
Bett von der Feder,	Nest auf dem Ast,
Feder von dem Vogel,	Ast auf dem Baum,

Baum in der Au.

Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub¹⁾.

Ähnlich stehen zueinander das Rätsel vom Menschen und der Kinderreim von den Gliedern²⁾:

Onda zwee Braatla,	do druuf zwee Läch'r,
do druuf zwee Schtäckla,	do druuf zwee Licht'r,
do druuf a Korb,	do druuf a Wald,
do druuf 'n Miile,	drenne lääft rem jong an alt.

Deutlicher ist der Reim:

Fussgängla, Beenlängla,
 Knieknickla, Beendickla,
 Bauchsargla, Harzegriewla, Kinnla rund,
 Maulfrassla, Rotztaschla,
 Augaguckla, Starndla hñch, Läusepűsch.

Dass der Mensch als Zweibein bezeichnet wird, ist in den färöischen und deutschen Rätseln zu finden. Dahin gehören³⁾:

Zweebään sett of Draibään an malkt Fiirbään

und

A Zweefuuss ááss an Kiifuuss,	wäg a Kiifuuss.
do kwääm a Fiirfuuss,	Zweefuuss nääm a Draifuuss,
nääm dam Zweefuuss	schlung da Fiirfuuss,
do kriigt ar wiid'r säen Kiifuuss.	

Auf den Färöer wird der Mund ein Haus voll von weissen Gänsen mit einem roten Läufer genannt, in Schlesien lautet es⁴⁾: Es ist ein kleiner Stall, darin sind rund herum Enten, in der Mitte ein roter Hahn. Noch anschaulicher in Liebental⁵⁾:

Ich weess 'n goartn mit lauter weissen lätten,
 es rânt nie nei, es schneit nie nei,
 und 's is doch immer nâss.

¹⁾ Simrock, Volksbücher 9 S. 285 ff.

²⁾ Peter Nr. 353, 354. Weinhold, Beiträge zu einem schles. Wörterbuch S. 8. Vgl. Petsch S. 121.

³⁾ Peter Nr. 363—365.

⁴⁾ Peter Nr. 357.

⁵⁾ Drechsler, Mitteilungen 2 S. 53, 4.

Ebenso in Mecklenburg, nur ist der Anfang:

In meines Vaters Garten
stehen 32 Leoparden (oder Soldaten)¹⁾.

Vom Innern des Hauses geht ein eigenartiges Gesprächsrätsel²⁾:

Einer sagt: Wenn es bald Tag wär'.
Der andre: Wenn es bald Nacht wär'.
Der dritte: Lasst mich klagen, ich muss Tag und Nacht tragen.

Es sind der Ofen, die Tür und der Deckenbalken. Von der Tür wird gesagt³⁾:

's giid imm'r äns giid imm'r än zur Moolzt giits äm efsta.

Entsprechendes gilt vom Perpendikel⁴⁾:

's giid imm'r äns giid imm'r äns kemmt ni fom Fläcke.

Ein grossartiges Bild wird von der Schere gebraucht⁵⁾:

's hängt å d'r Wand,
hoot zwee Potterschnita ai d'r Hand.

Durch ganz Schlesien verbreitet ist⁶⁾:

's rompt å pomp't ai d'r helz'na Kopalle. Das Butterfass.

Zuletzt noch ein überall bekanntes aus der Landwirtschaft⁷⁾:

Hinten Fleisch und vorne Fleisch und in der Mitte Holz.

Es sind Pferde, Knecht und Pflug.

Die Merkmale sind in diesen Rätseln so unbestimmt angegeben, dass es den Hörern oft gehen muss wie den Philistern, als ihnen Simson, um 30 Hemden und 30 Feierkleider zu gewinnen, bei seiner Hochzeit folgendes vorlegte: 'Speise ging von dem Fresser und Süssigkeit von dem Starken'. Sie konnten in dreien

¹⁾ Wossidlo Nr. 42 a.

²⁾ Peter Nr. 359. Sinnvoller im Strassburger Rätselbuch von 1506 (Butsch, Strassburg 1876):

Rot. Ich sach drei Starke, waren fast gross,
ihr Arbeit war on Underloss.
Der eine sprach: Ich wollt, dass Nacht wär',
der ander: Des Tags ich begehrt',
der dritt': Es sei Nacht oder Tag,
kein Ruh ich nimmer haben mag.
Antwort: Die Sonne, der Mond und der Wind.

³⁾ Peter Nr. 358.

⁴⁾ Peter Nr. 373.

⁵⁾ Peter Nr. 368, Wossidlo Nr. 299.

⁶⁾ Peter Nr. 367. Drechsler Nr. 3.

⁷⁾ Peter Nr. 362.

Tagen das Rätsel nicht erraten und hätten es nicht getroffen, wenn sie nicht mit seinem Kalbe gepflügt hätten. Zu diesen unlösbaren, 'unwirklichen' gehören die geheimnisvollen Fragen der Edda, die kein Scharfsinn, sondern nur grösseres Wissen lösen kann. Es fällt dahin das Märchen¹⁾, in dem die Königin einem hilfreichen Männlein ihr erstes Kind verspricht, von der Erfüllung des Gelübdes aber befreit werden soll, wenn sie seinen Namen rät. Sie kann das nur, weil das Männlein im Walde belauscht wird, wie es in seiner Freude singt:

Ach wie gut, dass niemand weiss,
dass ich Rumpelstilzchen heiss'.

Von hier aus komme ich auf die merkwürdigen Gebilde der Volksphantasie, die Frischbier Verbrecherrätsel, Koppmann besser Halslösungsrätsel nannte²⁾. Der Ausdruck *losa hofud* „das Haupt lösen“ wird in dem erwähnten Liede von Heidrekr und Gestr gebraucht³⁾, und *halslösinge* ist das mittelniederdeutsche Wort für die Befreiung von einer Leibesstrafe.

Eine verurteilte Frau gibt, um ihr Leben zu retten, den Richtern ein Rätsel auf, ganz jener geschilderten uralten Sitte des Wettstreits mit Einsetzung des Kopfes gemäss:

Auf Ilo geh' ich,
auf Ilo steh' ich,
auf Ilo bin ich hübsch und fein.
Rat't, meine Herren, was soll das sein?

Dieses Rätsel hat in Niederdeutschland eine beispiellose Verbreitung⁴⁾, darüber hinaus ist es nur aus der Peterschen Sammlung bekannt⁵⁾:

Of Iisop gii ich,
of Iisopp schtii ich,
Iisop tror ich of mäen Hände.
Waar däs d'rroüt, dam wiu ich mäen Reing schänke.

Seine Geschichte ist überraschend. In Schottland kommt das Rätsel vor⁶⁾: 'Ich sass bei meinem Liebchen (my love) und drank

¹⁾ Brüder Grimm Nr. 55.

²⁾ Über ihren Ursprung vgl. Bonus in der Deutschen Monatsschrift, begr. von Lohmeyer, 1905 S. 210—218.

³⁾ Zeitschr. f. deutsche Myth. 3, 125.

⁴⁾ Wossidlo Nr. 962, 963.

⁵⁾ Nr. 371.

⁶⁾ Chambers, Popular rhymes of Scotland, Edinb. 1847, S. 323. S. Müllenhoff in der Zeitschr. f. deutsche Myth. 3.

mit meinem Liebchen, und mein Liebchen sie gab mir Licht. Ich will jedem ein Mass Wein geben, der mein Rätsel richtig rät'. Dazu wird die grässliche Lösung gegeben: 'Ich sass in einem Stuhl, der aus den Gebeinen meiner Geliebten gemacht war, trank aus ihrem Schädel und erhielt Licht durch eine Kerze aus den Stoffen ihres Körpers'. Solche Ungeheuerlichkeit findet sich auch in dem Rätsel von Ungeboren, der sich Handschuhe aus der Haut seiner Mutter machen liess¹⁾. Durch Kombination zweier mecklenburgischer Überlieferungen gelangt man zu einer Fassung, die sich parallel auch in Holstein findet:

Up miin leew satt ik, up miin leew att ik,
miin leew lücht't mi, un likers²⁾ grungt mi.

So spricht eine Frau, deren Mann gestorben ist, auf seinem Sarge. 'Meine Liebe leuchtete mir' hat hier aber keinen Sinn mehr. Die Deutung Simrocks³⁾: 'Liebe hält mich aufrecht' ist natürlich unrichtig. Koppmann hat die Verwandtschaft mit dem schottischen Rätsel erkannt und vermutet, dass sich englisches my love, deutsches miin leew durch Zwischenglieder, von denen unter den Dutzenden von Formen miljus und iloff besonders in Betracht kommen, zu Ilo entwickelt hat. Auf diesem langen Wege schwand das Wissen von der ursprünglichen Bedeutung des Rätsels, und die Lösung lautet jetzt gewöhnlich, die Frau habe sich aus dem Fell ihres Lieblingshundes Ilo Schuhe machen lassen, wozu in Schlesien noch Handschuhe kommen. Koppmann fand unter den mecklenburgischen Hundennamen Milo und Ilof. Der Name Milo für einen Hund ist mir auch aus Breslau bekannt, Drechsler in dem Programm von Zaborze 1901 kennt ihn nicht. Öfter habe ich Mylord gehört⁴⁾, was schwerlich dem englischen Worte entstammt.

Das Ilo-Rätsel geht Verbindung mit anderen ein und wird mehrmals offenbar nachgebildet, ich glaube zum Beispiel in dem Rätsel von der Kerze⁵⁾:

Ein Lebendger auf einem Toten sass,
und als der Tote lachen tät,
starb der Lebendge auf der Stätt.

¹⁾ Wossidlo Nr. 980.

²⁾ gleichwohl.

³⁾ Rätselbuch S. 173.

⁴⁾ Z. B. in Lübeck.

⁵⁾ Simrock, Rätselbuch S. 65.

Ein zweites in ganz Deutschland und darüber hinaus bekanntes Halslösungsrätsel¹⁾ bringt Peter aus Odrau und Jägerndorf²⁾. Einem Verurteilten, der schon auf der Galgenleiter steht, wird Begnadigung zugesichert, wenn er ein Rätsel vorlege, das die Richter nicht lösen könnten. Er spricht:

Naus ging ich, huuch kääm ich,
siibe Lääbniche ai am Tuute sääch ich,
d'r ächte macht da nainte frei.
Rout, iir Herrn, was sâu dââs sain?

Es ist ein Ausläufer des Simsonrätsels. Er hat auf dem Galgen einen Totenkopf gesehen, in dem Sperlinge nisteten. Die sieben Lebendigen sind die jungen Sperlinge, der achte, die Sperlingsmutter, die davonfliegt, macht auch ihn den armen Sünder als neunten, der auf dem Galgen ist, frei³⁾. Die Deutungen der verschiedenen Formen des Rätsels schwanken übrigens vielfach. In Mecklenburg steht ein im Rackerlatein gesprochenes Rätsel nahe, das ich erwähne, um zu einer Nachforschung zu veranlassen, ob derartiges auch in Schlesien in Rätseln vorkommt.

Hoochbomus kreinestus kioldrifus lämmerdanzus semmelsurus⁴⁾.

Die Verurteilte hat auf einem Baum ein Krähenest gesehen, Holzfäller wollten den Baum spalten, ein Schäfer trieb die hüpfenden Lämmer vorbei, und schliesslich fand sie eine alte sauer gewordene Semmel. Scherz mit deutschen Worten, die wie fremde klingen oder lateinische Endungen bekommen, macht schon Fischart; er ist auch in Schlesien nicht fremd:

Alasser pappassi (oder suppassi); Dikurante bissifil⁵⁾.

Auch diese Rätselart geht in das Märchen über. Die Brüder Grimm überschreiben eines ihrer Märchen⁶⁾ „das Rätsel“. Es ist die deutsche Form der Turandotsage. Ein Königssohn und sein Diener kommen zu einer Hexe. Sie gibt ihnen einen vergifteten Abschiedstrank, jedoch das Glas zerspringt zum Glück. Der Inhalt spritzt auf das Pferd, und dieses stürzt sogleich tot nieder. Der Diener will den Sattel nachholen, da sitzt ein Rabe auf dem Tier

¹⁾ Wossidlo Nr. 967.

²⁾ Nr. 387.

³⁾ Vgl. Simrock, Rätselbuch S. 170.

⁴⁾ Wossidlo Nr. 965.

⁵⁾ Peter S. 36; vgl. Simrock, Volksbücher 9 S. 310 ff.

⁶⁾ Nr. 22.



und frisst davon. Er tötet ihn, nimmt ihn mit und lässt davon am Abend in der Herberge, die aber eine Mördergrube war, ein Essen bereiten. Die zwölf Mörder geniessen es und sterben. Nun kommt der Königssohn zu einer übermütigen Prinzessin, die ihre Hand nur dem geben will, dessen Rätsel sie nicht löst, Er gibt auf: 'Einer schlug keinen und doch zwölf'. Zweimal schickt die Prinzessin Mägde, die den Königssohn im Traume belauschen sollen; vielleicht rede er im Schlaf. Der Diener vereitelt die List. Das dritte Mal kommt sie selbst in einem nebelgrauen Mantel. Er sagt ihr sein Rätsel, hält aber, als sie fortschleicht, den Mantel fest. Als sie nun das Rätsel erklärt, sagt der Königssohn: 'Hätte sie mich nicht ausgefragt, so hätte sie's nicht erraten' und bringt als Wahrzeichen den Mantel. Da sprachen die Richter: 'Lasst ihn mit Gold und Silber sticken, so wird's euer Hochzeitsmantel sein' ¹⁾).

Ein zweites Beispiel ist das Märchen von der klugen Bauerntochter ²⁾. Ein König schenkt einem Bauern ein Stückchen Rodeland. Er findet dort einen goldenen Mörser und will ihn zum Dank dem König bringen. Seine Tochter warnt ihn, denn der König werde dann auch den Stössel haben wollen. Es kommt, wie sie gesagt, der Bauer wird ins Gefängnis geworfen und klagt dort: 'Ach hätte ich meiner Tochter gehört!' So erfährt der König von der Klugheit des Mädchens. Er verspricht sie zu heiraten, wenn sie zu ihm komme nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht ausser dem Weg. Sie wickelt sich in ein Netz und lässt sich von einem Esel schleifen, so dass nur eine Zehe den Boden berührt. So wird sie Königin. Als sie durch einen klugen Rat einem armen Manne zu seinem Eigentum verholfen hatte, und der König davon erfuhr, verbannte er sie wegen Falschheit, erlaubte ihr aber das Liebste und Beste mitzunehmen. Sie gibt ihm einen Schlaftrunk, führt ihn in der Betäubung mit in ihr Häuschen, und der Gemahl ist wieder versöhnt. Dies ist die alte Sage von Aslaug, der Tochter Sigurds und der Brunhild. Sie wird schon im 10. Jh. erwähnt ³⁾ und ist im Indischen und Finnischen nachgewiesen worden ⁴⁾.

¹⁾ Wossidlo Nr. 979.

²⁾ Brüder Grimm Nr. 94; vgl. Ohlert im *Philologus* LIII S. 753 f.

³⁾ Brüder Grimm, Märchen 3 S. 171 Anm.

⁴⁾ Wossidlo, Anm. zu Nr. 988.

Der Niederdeutsche bringt Rätselanekdoten gern mit dem alten Fritz in Verbindung. Ein schlesisches Rätsel ist¹⁾: 'Kumm'n s', do kumm'n s' nii, kumm'n s' nii, do kumm'n s'. So hört der König Fritz einen Bauern vor sich hinsagen, der Erbsen sät. Auf die Frage, was das bedeute, sagt er, es wären viele Tauben in der Gegend. Kämen diese, so kämen die Erbsen nicht auf und umgekehrt.

Zuweilen sind diese Erzählungen schlechterdings unlöslich.

Hier ist der Totenschein
meiner zwei Schwesterlein:
die eine ist gekocht,

die andere gebraten.
Wär' ich nicht davon gerannt,
blieb euch das unbekannt²⁾.

D. h. Drei Gänse wurden gefangen, zwei wurden geschlachtet, eine entkam.

So komme ich zu den Scherzrätseln und den Rätselfragen. In einem Ratbuch, das im Anfang des 16. Jhs. in Augsburg gedruckt wurde, werden Rätsel und Fragen unterschieden, die ersten sind mit Rat, die andern mit Ein Frag eingeleitet³⁾. Während bei den eigentlichen Rätseln die Auflösung sich als die Summe aller umschreibenden Einzelheiten ergibt, so ist es in den Fragen auf einen neckenden Witz oder ein Wortspiel abgesehen, der Ratende soll durch eine Verwechslung grammatischer, logischer oder etymologischer Art, durch Tonversetzung, überhaupt durch irgend eine Mehrdeutigkeit irre geführt werden, und die Lösung ist oft willkürlich. Der Volkswitz zeigt sich hier in seiner ganzen naiven Kraft, Fülle und Vielseitigkeit. Es gibt unzählige solcher kurzer Fragen, und es entstehen beständig neue, wenngleich auch hier ein alter Bestand unerschütterlich bleibt und unter anderer Formung immer wieder durchschimmert. So hörte ich kürzlich: 'Es brennen sechs Lichte, ich lösche zwei aus, wie viele bleiben?' Antwort: Die zwei ausgelöschten bleiben, die andern brennen nieder. Die Zweideutigkeit liegt in dem Doppelsinne von bleiben. Die Frage ist im Grunde dieselbe wie die alte: Was für eine Kerze brennt länger, eine Wachs- oder eine Unschlittkerze?⁴⁾ und erinnert an die bekannte Rechenaufgabe von den Sperlingen, von denen einige geschossen werden. Man kann die Frage moderner gestalten:

¹⁾ Peter Nr. 352.

²⁾ Peter Nr. 386. Simrock S. 41.

³⁾ Wackernagel in Haupts Zeitschr. 3, 25 ff.

⁴⁾ Peter Nr. 422.

‘Auf einem Droschkenstand stehen zehn Droschken. Wie viele bleiben, wenn man die erste heranruft?’ Antwort: Keine, alle andern rücken vor.

‘Jemand sah auf einem Baume Äpfel und versuchte sich etwas herunterzuschlagen. Er hatte auch Erfolg, doch nun sah er weder oben noch unten Äpfel. Wie kam das?’ Es waren zwei Äpfel auf dem Baum, einer wurde heruntergeschlagen; so war oben und unten ein Apfel. Der Plural ist das Irreleitende.

‘Was ist das Beste am Kalbskopfe?’¹⁾ Das Kalb.

‘Warum läuft der Hase auf den Berg?’²⁾ Weil er nicht durch den Berg laufen kann.

‘Kannst du in einem Atem zwölfmal sagen Herr Hans, Herr Hans mit der Nase?’³⁾ Ich kann es mit dem Munde, aber nicht mit der Nase.

Es gilt die richtige Beziehung der Worte zu erkennen, die durch die Betonung der Frage verdeckt wird.

Um eine Verwechslung grammatischer Art handelt es sich, wenn gefragt wird: ‘Wer ist bräutigam und braut zugleich?’⁴⁾ Ein verlobter Bierbrauer; um ein mehrdeutiges Prädikat in den Fragen: ‘Eines Vaters Kind und einer Mutter Kind und doch keines Menschen Sohn, was ist das?’⁵⁾ Eine Tochter; oder: ‘Welcher Fuss braucht keine Strümpfe und keine Schuhe?’⁶⁾ Der Dreifuss. Gern wird das Rätselwort selbst in der Aufgabe genannt: ‘In Odrau hat ein Vater drei Söhne, von denen jeder anders wie sein Vater heisst’⁷⁾. Der Familienname ist Anders. ‘Wien, Berlin und Kopenhagen, wie schreibt man das mit drei Buchstaben?’⁸⁾ D a s. Diese Art ist wie überall so namentlich in englischen Kinderspielen beliebt⁹⁾. Häufig wird nach einem superlativischen Begriff gefragt¹⁰⁾. Solche Sprüche mit folgender geistreicher Begründung legten die Griechen

¹⁾ Peter Nr. 405.

²⁾ Peter Nr. 406.

³⁾ Peter Nr. 404.

⁴⁾ Nr. 420.

⁵⁾ Peter Nr. 356.

⁶⁾ Peter Nr. 421.

⁷⁾ Peter Nr. 355; vgl. Nr. 388, 417. Müllenhoff, SHS. S. 503.

⁸⁾ Peter Nr. 416.

⁹⁾ Müllenhoff, Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, Petsch S. 37 ff., nach Halliwells und Chambers’ Sammlungen.

¹⁰⁾ Vgl. das Rückertsche Gedicht S. 11.

ihren grossen Weisen in den Mund: 'Was ist das Stärkste?' Die Not, denn sie überwindet alles. 'Was ist das Weiseste?' Die Zeit, sie bringt alles an den Tag. Der scherzende Äsop sagte auf die bei einem Gastmahl gestellte Frage: 'Wann würde die grösste Verwirrung in der Welt entstehen?' Wenn die Toten aufstünden und ihr Eigentum wiederforderten; ein römischer Dichter auf die Frage, welche Ruhe die lästigste sei: wenn einer die Gicht in in den Füßen hat¹⁾. Dahin gehört: Wåås iis hieh'r wi Goot?²⁾ Die Dornenkrone Christi. An diese Frage liessen sich die mannigfaltigen biblischen und kirchlichen Inhalts schliessen, z. B.: 'Was kommt im Katechismus nach dem Vaterunser?' Der du bist im Himmel, usw. usw. Es wäre vergeblich, wollte man versuchen, die Vielseitigkeit der Scherze zu erschöpfen oder zu klassifizieren.

Auch diese Fragen gehen in Erzählungen und Rätselmärchen über. Aus dem alten Augsburger Ratbuch teilt Wackernagel folgendes mit³⁾:

Es schickt ain ritter über Rein
seiner liebsten frawen fein
guoten wein on glaß
und alle andere trinkfaß,
rat, warinn der wein was.

Antwort: Er schickt ir trauben: darinn het sy den wein.

Stuenden so vil frawen fein,
als tropfen seindt im Rein,
und wer dir aufgesetzt zuo buoß
sy hinüber zuo fueren truckens fuoß,
on brucken, schiff, steg, karren oder wagen:
ich lob dich frey, kannst du mir es sagen.

Antwort: Geb ir yegklicher ein Tropfen auf die zung: so beleibt kain wasser mer da.

Die Brüder Grimm haben ein Stück dieser Sammlung geradezu unter ihre Märchen aufgenommen⁴⁾: Drei Frauen waren verwandelt in Blumen, die auf dem Felde standen, doch deren eine durfte des Nachts in ihrem Hause sein. Da sprach sie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als sich der Tag nahete und sie wiederum zu ihren Gespielen auf das Feld gehen und eine Blume werden

¹⁾ Ohlert S. 112 ff.

²⁾ Peter Nr. 389, vgl. S. 9.

³⁾ Altdeutsches Lesebuch, vierte Aufl. S. 1328 ff.

⁴⁾ Nr. 160.

musste, 'so du heute vormittag kommst und mich abbrichst, werde ich erlöst und fürder bei dir bleiben'; als dann auch geschah. Nun ist die Frage, wie sie ihr Mann erkannt habe, so die Blumen ganz gleich und ohne Unterschied waren? Antwort, 'dieweil sie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Tau nicht auf sie, als auf die andern zwei, dabei sie der Mann erkannte'.

Das Hirtenbüblein¹⁾ antwortet dem König auf die Frage, wieviel Tropfen im Meer seien, erst solle der König die Flüsse verstopfen lassen, dann wolle es zählen. Es macht nach der Zahl der Sterne gefragt auf einen Bogen Papier so viel Punkte, dass einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Die dritte Frage lautet: wieviel Sekunden hat die Ewigkeit? Da sagte das Hirtenbüblein 'in Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, Breite und Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei'. Sprach der König 'du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser, und ich will dich ansehen, wie mein eigenes Kind'.

So schaut der schlichte Sinn des Volkes diese Fragen an wie die tiefen Probleme über Gott und Welt, die nur die höchste Weisheit entscheiden kann, und mein Weg biegt wieder zu dem Punkte ein, von wo er ausging. Ich habe auf ihm vielerlei berührt, auf deutsche Stämme und fremde Völker, auf einen kleinen Teil des Schlesierlandes Ausblicke getan, an verschiedene Erzeugnisse der Volksdichtung der ernsten und der heiteren erinnert, auf Anziehendes wie auf Abstossendes, Vergangenes und Fortlebendes gewiesen, die Entstehung der eigentlichen Rätsel aus den unwirklichen angedeutet und konnte wegen der Fülle des Stoffes bei dem Einzelnen doch nur flüchtig verweilen. Aber die Übersicht, die in einer kurzen Stunde zu geben war, sollte auch nur das Bewusstsein erwecken oder festigen, dass das Rätsel, so unbedeutend es als Dichtgattung erscheinen mag, doch nicht allein dasteht, sondern von dem unsere ganze Volkspoesie durchwehenden Geiste getragen und mit den übrigen Regungen der Volksseele fest verknüpft ist, dass es einen vorzüglichen Einblick in deutsche Denkart

¹⁾ Brüder Grimm, Märchen Nr. 152.

zu geben vermag, und dass seine genauere Betrachtung auf Grund sorgsamer Sammlungen auch für die Kunde der einzelnen Volksstämme Ertrag verspricht. Es wäre doch zu untersuchen, ob die schlesischen Rätsel gegen die niederdeutschen wirklich so viel an Lebendigkeit des Ausdrucks und Kraft der Wortbildung eingebüsst haben, dass sie nur als Surrogate, Korruptionen und schwache Überreste gelten dürfen¹⁾. Wenn wir das alte Rätsel vom federlosen Vogel auf dem blattlosen Baum in der Fassung wiederfinden²⁾: 'Was ist das? Es fliegt und hat keine Flügel, es sitzt und hat kein Gesäss', so ist allerdings viel von der Kraft und Schönheit geschwunden. Der malerischen und klangvollen Erzählung gegenüber, die in dem mecklenburgischen Rätsel anspricht:

Policker polacker
leep oewer minen vader sinen acker,
hadd mihr sporen
as hunn' horen³⁾

erscheint die schlesische Schilderung des Regens, wenngleich höchst anschaulich, doch dürftig und karger:

's giid ems Haus,
hackt Lächla aus⁴⁾.

Das allgemein verbreitete Rätsel vom Ei

Entepetente leech up de bänk.
Entepetente feel von de bänk.
Do kemen de herren von Hickenhacken,
künnen entepetente nich wedder heil maken⁵⁾

büsst Form der Erzählung und des Verses, Anschaulichkeit und Naturwahrheit, samt dem Reiz des Naiven ein in der prosaischen Form⁶⁾:

's fällt vom Dache, 's schleet sich azwee,
âns kââns kâ Zimm'r mää'n mee macha.

Aber ich hege die Hoffnung, wenn der weite Bezirk des ganzen Schlesiens planvoll in Angriff genommen wird, so könne fleissige Schürfarbeit noch manche bisher verborgene Ader auf-

¹⁾ Petsch S. 100, 105.

²⁾ Peter Nr. 321.

³⁾ Wossidlo Nr. 108 in 15 Formen mit vielen Varianten.

⁴⁾ Peter Nr. 325.

⁵⁾ Wossidlo Nr. 20.

⁶⁾ Peter Nr. 333, besser Nr. 334: 's iis a Fââs, an wânns zuschlää'n iis, kââns kâ Bend'r mee benda.

decken, die gediegene Schätze birgt. Sind doch auch in der kleinen Peterschen Sammlung eine ganze Anzahl Rätsel, zähle ich recht 15 unter 70, die Schlesien eigentümlich zu sein scheinen. Vogt hob in seiner Besprechung des Wossidloschen Buches hervor, dass gegen 500 Namen von solchen, die Beiträge zu dem vaterländischen Werke geliefert haben, dem Bande vorangestellt werden konnten, 'ein mahnendes Beispiel für unsere Provinz, vor allem für die schlesische Lehrerschaft!' Ich möchte mich nicht auf einen Stand oder auf das offene Land beschränken, auch in der grossen Stadt, wo sich sonst so vieles verwischt, entdeckt man oft bemerkenswerte Züge, die festgehalten werden sollten; jeder kann in seinen Jugenderinnerungen forschen und mit offenem Ohr auf seine Umgebung hören. Denn das Rätsel ist überall ein gern gesehener Gast, mit Wohlgefallen wird den künstlich verschränkten Worten gelauscht:

'Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich gefunden, da heitert sich jedes Gemüt auf
und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn'.

Möge Goethes Wort bei einer Sammlung und Erforschung schlesischer Volksrätsel an vielen von neuem wahr werden.

Die russische Volksepik.

Von Dr. W. Nehring.

In meinem Aufsatz über die slovenischen Volkslieder im XII. Heft der Mitteilungen habe ich die serbischen Heldenlieder und die russische Volksepik, die byliny, gestreift, indem ich S. 54 darauf hinwies, dass unter den slavischen Völkern nur die Serben, Bulgaren und Russen eine Volksepik besitzen, und dass darin eine Äusserung des Volkscharakters dieser Stämme zu sehen ist, im Gegensatz zu dem mehr lebendigen und rührigen Gemüt der Westslaven, das sich kräftiger in der Lyrik äussert. In dem folgenden Aufsatz sollen zunächst die grossrussischen Heldenlieder, die byliny, kurz charakterisiert werden.

In den nördlichen und nordöstlichen Gouvernements des europäischen Russlands werden vom Volke und wurden früher

auch von Gebildeten epische Lieder mit historischem Hintergrunde gesungen; sie sagen von gewaltigen Helden, oft aus grauer Vorzeit, und sprechen durch eine gewisse Naturwüchsigkeit an: es sind die Byliny. Der dichterische Aufbau, die Versbildung und Vortragsweise (darüber unten mehr) sind kunstlos und höchst einfach; sie werden gesungen meist von älteren Männern in abgelegenen Gegenden der Gouvernements Olonéc, Archangelsk, Perm, Simbirsk, Orenburg, Saratov, also in den „okrainy Rossii“ (Grenzgebieten von Russland) wie sich ein Sammler ausdrückt, in langen Versen von ungleicher Silbenzahl, ohne Reim und ohne Strophenbau, mit gleichmässigem Tonfall, trochäischem Rhythmus und gleichmässiger Cäsur, in monotoner Vortragsweise, welche die Mitte hält zwischen feierlicher Deklamation und Rezitativ. Der letzte Fuss ist daktylisch. Der Sänger bedient sich beim Vortrage keines musikalischen Instrumentes, wie es bei den Serben der Fall ist, aber er ahmt es nach, wenn er zu singen beginnt: als ob er den richtigen Ton und den richtigen Rhythmus finden wollte, singt er das Wort *teni* mehrere Male vor, immer höher in der Tonleiter, die die Saitentöne einer *gusl* nachahmen: *oj, teni teni teni . . . spóteteni!* Die tiefere oder höhere Stimme entspricht dem feierlichen oder leichteren Inhalt, auch der Rhythmus und der raschere oder langsamere Fall desselben entspricht dem Inhalt, so dass die Stimme während des Vortrages nach diesem wechselt. Reime kommen selten vor, gewöhnlich ein Reimpaar zur Abwechslung unter einer ganzen Reihe von nicht gereimten Versen; manchmal reimen auch mehr als zwei, ja sogar vier und fünf Verse hintereinander, was nach der richtigen Bemerkung eines Kritikers lebhaft an die Tiraden des französischen Volksepos erinnert, in denen „der Gleichklang der betonten Endvokale in späterer Zeit zum Reim sich entwickelt hat“. *Bylina* heisst soviel, wie ein Lied vom Vergangenen: *byl'* heisst das Gewesene, *bylina* bedeutet somit einen Gesang vom Gewesenen, *spěv o byli*. Im Gouvernement Olonéc nennen die Sänger das epische Gedicht *stariná*, statt *bylina*, weil *staroe* (*staroje*) „das Alte“ und *byl'* identifiziert werden. Das Volk bezeichnet sehr oft epische poetische Erzeugnisse mit dem Worte *pěsn* oder *pěsnja* Lied, im Gegensatz zu *skazka*: nämlich *pěsn* bedeutet ein auf dem Boden der Wirklichkeit entstandenes Gedicht, *skazka* dagegen ist ein Erzeugnis der Phantasie; Aksakov sagt:

pěsnja eto byl', a skazka skladka (Phantasiegebilde, Märchen). Ist die einfache poetische Form zerstört, so heisst das Gedicht pobyval'stina; im Gegensatz zu der (weltlichen) bylina wird das Wort stich, plur. stichi (aus *στῆχος* oder *στίχος* gebildet) gebraucht zur Bezeichnung von geistlichen Liedern; die fahrenden Bettler (kaliki perechožyje) singen meist stichi duchovnyje).

Der grosse Reichtum der Byliny wird in mehrere Zyklen eingeteilt: zunächst ein Zyklus der sog. älteren Helden, Gesänge aus sehr alter Zeit, welche trotz der späteren Änderungen viel Altertümliches bewahrt haben, sie sind meist kurz und wenig zahlreich; darauf folgt ein Zyklus der Wladimirschen Zeiten, von dem gütigen Fürsten Wladimir, dem Begründer des Christentums in Russland, und seinen Helden: Ilja Muroméc (Elias von Murom), Dobrynja Nikitič, Nikita Romanovič, Alěša Popovič (Alexander des Popen Sohn), Čurilo Plenkovič, Djuk Stepanovič, Solovej Budimirovič u. a., welche alle mit „der hellen Sonne“, dem Grossfürsten Wladimir, gleichsam eine Tafelrunde bilden. Parallel geht ein Zyklus von Novgoroder Helden, diese zwei Zyklen aber berühren sich nur wenig. Darauf folgt ein Zyklus von epischen Liedern aus den Zeiten Ivans des Grausamen (aus der Zeit der Mongolenherrschaft gibt es keine byliny), sodann aus der Zeit von Michael Fěderovič, Aleksej Michojlovič bis auf Peter den Grossen — abgesehen von süd-russischen historischen Liedern. Zu Peter des Grossen Zeit verstummt die Volksmuse, zwar gibt es historische Lieder vom siebenjährigen, vom türkischen und schwedischen Kriege und von der Zeit Katharinas II., auch von dem Kriege gegen Napoleon 1812 und 1813), aber sie sind nach dem Urteil der russischen Kritiker ohne poetischen Schwung und haben auch nicht mehr den echten volkstümlichen Charakter.

Sammlungen der Byliny sind sehr zahlreich: im Jahre 1838 zählte Sacharow in dem verdienstvollen Werke Skazanija russkago naroda (Kundgebungen des russischen Volkes) 1840 deren 126, darunter alle möglichen russischen Liedersammlungen, mit oder ohne Musik, zum Singen bestimmt oder nicht; seit jener Zeit ist die Zahl dieser Sammlungen sehr gewachsen. Die erste derselben, in welcher Byliny vorkommen, ist die unter dem Namen von Kirša Danilov 1804 herausgegebene: Drevnija rossijskija stichotvorenija, bekannt erst aus der zweiten Ausgabe von

1818. Der Name Danilov (Kirša ist Cyrill), welcher in der ersten Ausgabe fehlte, soll auf einem Irrtum beruhen: der eigentliche Sammler war Demidov, der in der Mitte des 18. Jahrh. lebte. Sacharov erzählt, dass noch zu seiner Zeit im Tulschen Gouvernement, seiner Heimat, bei den Bojaren Spassmacher (potěšniki) sich herumtrieben, welche von Hof zu Hof wanderten, um überall gastliche Aufnahme zu finden und den Herrn durch allerlei Kunststücke und Kurzweil zu unterhalten. Sie konnten tagelang auf einem Fusse stehen, ungewöhnliche Quantitäten Wasser trinken usw. „potěšnik dolžen byl i skazyvat' skazki, pět' pēsni i tvorit' raznyja prodělki“ (der Spassmacher musste Märchen erzählen, Lieder singen und verschiedene Kunststücke machen). Ein schriftkundiger Hofmann oder der Haushofmeister schrieb alles Merkwürdige auf, und so entstanden Sammlungen, von denen eine die Demidovsche war, die unter dem falschen Namen Kirša Danilov bekannt geworden ist. In ihr befanden sich schon Heldenlieder von Wladimir, von Dobrynja, von Čurilo, Alěša, von Solovej, Ilja u. a., also die bekanntesten byliny. Unter den folgenden Sammlungen ist die von Sacharov (im IV. Teil) schon genannt worden; viel wichtiger aber war die von dem namhaften Führer der Panslavisten Kirejevsky, welcher jahrelang russische Volkslieder sammelte; die Moskauer Gesellschaft der Freunde der Literatur erwarb das ganze Material, und in deren Auftrage hat es der hervorragende Kenner der Volksliteratur, Prof. Bezsonov, Oberbibliothekar der Moskauer Universitätsbibliothek, mit vielen wertvollen Kommentaren herausgegeben. Diese heftweise erscheinende Sammlung wurde überflüssig gemacht durch die von Rybnikov, die ich vielfach benutze. Sie ist in 4 Bänden (1861 ff.) erschienen und zeichnet sich besonders aus durch sehr zahlreiche Byliny aus dem Gouvernement Olonéc; freilich sind ebenfalls lyrische Lieder auch aus andern Gouvernements darin enthalten. Unbequem ist die Benutzung der Sammlung dadurch, dass der Stoff in der Reihenfolge mitgeteilt ist, wie er gewonnen wurde. Rybnikov wartete nicht ab, bis alles beisammen und geordnet war, sondern übergab das Gesammelte sofort dem ungeduldigen Publikum, und das nahm jeden Band mit Jubel auf.

Sehr interessant ist die Erzählung Rybnikovs im III. Bande unter den Anmerkungen über seine Erlebnisse und über die Schwierigkeiten des Sammelns.

Rybnikov, ein Administrativbeamter, reiste 1859 von Amts wegen von Petrozavodsk nach Šungsk im Ponevêž'skischen Kreise. Hier erzählte man ihm bei Gelegenheit eines Jahrmarktes, in früheren Zeiten seien stets zahlreiche Bettler scharenweise nach Šungsk zum Jahrmarkt geströmt, um sich vor dem Eingange der Kirche zu lagern und vor einem begierig und fromm lauschenden Publikum allerlei Lieder, nicht immer geistlichen Inhalts, zu singen und reichliche Almosen dafür zu ernten. Dies war von der Polizei verboten worden, wurde jedoch auf die Verwendung Rybnikovs von neuem gestattet, und die Bettler durften wieder kommen und ihre Lieder ertönen lassen. Sie sangen auch vor Rybnikov, aber Byliny kannten sie nicht, sie trugen nur stichi d. h. geistliche Lieder vor. Byliny sollten im Gouvernement Olonéc häufig gesungen werden, so hörte Rybnikov oft sagen; man machte ihm auch einen wandernden Schneider Butylka (= Flasche) namhaft, der angeblich viele Byliny singe, aber der nach Arbeit suchende Schneider-Poet war nicht aufzutreiben noch zu erfragen. Da erhielt im Jahre 1860 Rybnikov einen amtlichen Auftrag, der ihm wie gerufen kam: nach dem Gouvernement Olonéc zu gehen und dort Quellen der Statistik zu ermitteln. Eine solche Aufgabe brachte es mit sich, dass der Beauftragte fortwährend die grosse Strasse verlassen und unter das Volk gehen musste. Sein nächstes Reiseziel war das sog. Pudožskoje pobereže jenseits des Onegasees. Auf einer Insel desselben, wo Halt gemacht wurde, hörte er des Nachts den Gesang eines alten Mannes, der am Feuer sass; er trat an den Sänger heran, lauschte seinen Tönen und machte seine Bekanntschaft: es war Leontij Bogdanovič aus Zaonêže. Rybnikov liess sich mit ihm und seinen Gefährten in ein Gespräch ein, in dem er seinen Wunsch durchblicken liess, recht viele Lieder zu hören und deshalb nach Pudožskoe pobereže zu fahren; seine Reisegefährten beredeten ihn aber, seinen Plan zu ändern und nach Zaonêže zu gehen. Dies geschah, und in Zaonêže quartierte er sich bei Leontij selbst ein, wo er Gelegenheit hatte, mit dem tüchtigsten Bylinysänger Rjabinin und mit Romanov bekannt zu werden. Mit Rjabinin ging die Sache schwer: er wollte anfangs gar nicht singen und schützte Fastenzeit vor, endlich aber liess er sich erbitten und trug viele unbekannte Byliny vor; er wollte jedoch kein Geld dafür haben und nahm nur ein Geschenk an, um sich sofort dafür zu

revanchieren. Leichter ging es mit Romanov, einem sehr freundlichen 90jährigen Alten, der für einige Groschen gern sang. Rybnikov begnügte sich aber nicht, von den wenigen, gleichsam handwerksmässig geschulten Sängern Lieder zu sammeln, er suchte auch von anderen Leuten, selbst von Frauen, zu hören; freilich kam es vor, dass ihm die Leute davonliefen, weil sie vor einem kaiserlichen Beamten Furcht hatten. Andere Liedersammler, dies sei gelegentlich bemerkt, hatten von der Polizei viel auszustehen: man sah sie für Volksaufwiegler an und sperrte sie mitunter ein. Mit Rybnikov war es eine andere Sache: einerseits war er ein hoher Beamter mit kaiserlichem Auftrage, andererseits wusste er mit dem niederen Volke umzugehen, stellte sich mit den Leuten wo möglich auf gleichen Fuss und sang und kniepte mit ihnen. — Alle die Sänger und Sängerinnen im Olonéckischen Gouvernement hatten ihre Lieder von ihren Vätern oder von besonders sangeskundigen Leuten gelernt. Der Einzelne kannte selten mehr als drei Byliny, nicht alle behielten die Lieder gut im Gedächtnis; manche kannten nur Bruchstücke, diese aber ergänzten sich: man brauchte einem Bauern oder Burschen nur den Namen eines Helden zu nennen, und dann sang er, was er von dem betreffenden Liede behalten hatte; freilich hörten die Leute sofort auf, wenn das Gedächtnis versagte, — oder wenn sie merkten, dass man nachschrieb, denn davor hat der Bauer eine gewisse Scheu.

Dem Beispiele Rybnikovs folgte 1871 der hochverdiente russische Gelehrte Hilferding: von jenem wiederholt ermuntert und angeregt, ging er nach dem Gouvernement Olonéc und hielt bei seinem fleissigen Sammeln noch eine reiche Nachlese; infolge der Unbilden des Klimas fand er aber im hohen Norden seinen Tod. Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg gab seine sorgfältige Sammlung der Olonéckischen byliny mit seinem Bildnis und mit dem Bildnis des Hauptsängers, des Bauern Rjabinin, im Jahre 1873 heraus unter dem Titel Oněžskija byliny; dieses Werk, welches bald vergriffen war, erschien in der Publikation Sbornik der Petersburger Akademie zum zweiten Male in drei Bänden (59 bis 61) in den Jahren 1894, 1896 und 1900. Noch sei erwähnt die ebenfalls von der Petersburger Akademie begonnene Ausgabe der Byliny und historischen Lieder im Gouvernement Archangelsk, besorgt von Grigorievič, deren erster Band, mit phonographisch aufgezeichneten Melodien im Jahre 1904 erschienen

ist. Eine Auswahl der Byliny besorgte der russische Gelehrte Avenarius in Moskau unter dem Titel „Das Buch der byliny, Kniga bylin; im Jahre 1893 schon ist es in 4. Ausgabe erschienen. — Die Literatur über die Byliny bildet eine ganze Bibliothek, ich nenne hier die Abhandlungen von Ermann im Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Russland; von A. Boltz: über das russische Heldengedicht im Vergleich mit der Artussage Berl. 1854; Dr. Marthe: Über die russische Heldensage in Gosches Jahrb. für Literaturgesch. 1865; der vornehmste russische Kenner der Byliny, Professor Orest Miller, schrieb auch einen deutschen Aufsatz über die alten russischen epischen Lieder in Herrigs Archiv vom Jahre 1863. Millers bedeutendste Arbeit über die Byliny ist das sehr umfangreiche Werk über den Haupthelden: Ilija Muromec i bohatyrstvo Kievskoje 1869. Höchst verdienstvoll sind die Werke von Ralston, The songs of the russian people L. 1872², und Rambaud, La Russie épique P. 1877. Für die folgenden Darstellungen sind vornehmlich die Sammlungen selbst und russische Arbeiten über die Byliny berücksichtigt; von Nutzen waren mir ferner Mitteilungen des ehemaligen Vizegouverneurs von Kalisch, Herrn Rybnikov.

Es sollen hier nun einige Lebensbilder nach den Byliny gezeichnet werden. Zunächst das des Haupthelden. Ilija (Elias) von Murom hockte 30 Jahre regungslos auf dem Ofen der elterlichen Hütte in Koračarovo bei Murom. Da erschienen wandernde Bettler, gaben dem Krüppel reichlich Met zu trinken, und nun verspürte er Riesenkraft in sich. „Hätte die heilige russische Erde“, so sagt er von dieser Kraft, eine zum Himmel reichende Säule, ich könnte sie ergreifen und das heilige Russland umdrehen“. Die Pilger mässigen diese ungewöhnliche Kraft. Ilija sucht sich ein Heldenpferd aus, nimmt Abschied von den Eltern und geht, nachdem er geschworen hat, kein Christenblut zu vergiessen, auf Abenteuer aus, indem er sich vornimmt, nach Kiew zum Fürsten Wladimir zu ziehen. In gewaltigen Sprüngen über Berg und Fluss jagt sein Pferd; wo seine Hufe stampfen, springen Quellen hervor. Gleich beim Beginn seiner Reise wird er mit dem ältesten Helden Svjatogor bekannt und gleichsam sein Erbe. Er sieht ein prachtvolles Zelt mitten im Felde stehen, betritt es, legt sich zur Ruhe, wird aber bald durch sein Heldenross geweckt, das ihm zuruft, dass der Riese Svjatogor herangeritten

komme; bald dröhnt auch die Erde in gewaltigen Schwingungen, Hufschläge lassen sich hören, und Svjatogor, hoch zu Rosse, erscheint. Ilija versteckt sich im Geäste eines grossen Baumes und sieht zu, wie Svjatogor aus einem mächtigen Glaskasten, den er auf dem Rücken trägt, eine schöne Riesin herausholt und sich dann schlafen legt. Die Frau lockt Ilija vom Baume herab, nötigt ihn zur Liebe und versteckt ihn dann in einer Rocktasche des Mannes. Bei der Weiterreise verrät das Heldenross des Svjatogor die Anwesenheit eines Dritten, der ihm zu schwer sei; der Held tötet seine Frau, verbrüdernt sich mit Ilija und unterweist ihn in Heldenkünsten. Ein gewaltiger Sarg liegt am Wege. Für Ilija ist er zu gross, für Svjatogor, der hineinsteigt, passt er, und Ilija wird genötigt, den Deckel darauf zu legen. Jetzt ereilt den alten Helden das Verhängnis: er kann den Deckel nicht heben und auch Ilija ist es nicht imstande, trotzdem der Eingeschlossene durch eine Spalte ihm einen Teil seiner Kraft einhaucht; so oft Ilija mit dem Schwert einen wuchtigen Hieb auf den Sarg tut, legt sich ein neuer Reif von Eisen um den Totenkasten. Der alte Recke stirbt, sein Ross bindet Ilija an den Sarg. Nun reitet er allein seinem Ziele zu. Unterwegs trägt er Sieg auf Sieg über das Schicksal davon. Er findet drei Wege mit folgenden Wegweisern: auf dem ersten stirbt man, auf dem zweiten heiratet man, auf dem dritten wird man reich; Ilija aber tötet auf dem ersten eine Rotte von Räubern, auf dem zweiten überlistet er eine schöne Königin, die jeden Gast berauscht, betört und dann mit dem Liebesbette in einen unterirdischen Keller versinken lässt, so dass er selbst ihr elenden Untergang bereitet, auf dem dritten Wege findet er einen Schatz, bereichert sich aber nicht damit, sondern er bestimmt das Geld zum Bau von Kirchen. — Abgesehen von einzelnen Byliny, die episodentartig hier einzufügen wären, und von Wohltaten an Černigov oder von Krjakov erzählen, folgt jetzt die Hauptheldentat, die Wanderung durch die Urwälder, wo der Held die grundlosen Sümpfe mit himmelhohen Bäumen überbrückt, die er wie Gerten herausreisst, und wo er den tierartigen Riesen Solovej bezwingt, der sein Nest auf mehreren Bäumen gebaut hat und durch sein Gezisch und Gebrüll alles lebendige weit im Umkreise zu Tode niederschmettert; auch das Pferd Ilijas fällt vor Schrecken in die Knie, wird aber vom Herrn mit strafendem Worte aufgerichtet. Mit wohlgezieltem Pfeil wird das Ungeheuer in das

rechte Auge getroffen und „fällt zu Boden wie ein Haufen Heu“. Die Frau und die Kinder des Riesen bieten reiche Schätze zum Loskauf, Ilija aber verschmäht das Anerbieten, bindet den Riesen am Sattel seines Pferdes fest und zieht gen Kiew. Der Empfang am Hofe des Fürsten ist kein freundlicher, man gibt ihm den letzten Platz an der Tafelrunde, und als er unwillig darüber ist, lässt der Fürst ihn ergreifen und hinausweisen, — aber vergeblich, dieser wirft die Angreifenden zu Boden, schiesst die goldenen Kreuze von den Kirchen herab, vertrinkt den Erlös dafür mit dem Pöbel und droht, den Fürsten vom Throne zu stürzen; er lässt sich nur unter der Bedingung versöhnen, dass der Fürst das Volk drei Tage lang in den Schenken von Kiew freihalten müsse, damit es wisse, dass Ilija nach Kiew gekommen sei. Am Hofe nunmehr freundlich aufgenommen, erzählt er seine Abenteuer, führt den gefesselten Solovej vor und lässt ihn pfeifen und brüllen, so dass die Helden Wladimirs zu Boden fallen; den Fürsten und die Fürstin schützt er nur dadurch, dass er seine Arme um ihre Schultern hält. Schliesslich wirft er den Solovej so wuchtig in die Höhe, dass er tot niedersinkt. Nach Eintritt in den Dienst des Fürsten, jagt er auf Wild für die Küche des Herrn, besteht Kämpfe mit Wegelagerern, streitet mit den Feinden Russlands, hält Wache an den Grenzen, verrichtet Botschaften und tut andere Dienste. Wiederholt kämpft er gegen die Einfälle der Tataren, gegen Batyj, Kalin, Mamay und wirkt dabei Wunder von unglaublicher Kraft; in mehreren Byliny wird erzählt, er habe einen Tataren an den Füßen ergriffen und, indem er ihn hin und her schleudert, die ganze tatarische Horde vernichtet. Nicht minder wunderbar war das, wodurch er den Zorn Wladimirs auf sich zog. Die Fürstin hielt einmal dem Gemahl vor, er beschenke seine Helden reichlich, den Ilija aber, der ihn wiederholt von der Tatarennot befreit habe, vernachlässige er; der Fürst verehrt ihm nun einen prachtvollen Zobelpelz, Ilija aber wirft das Geschenk zu Boden und tritt es mit Füßen. Der Herrscher kerkert ihn dafür ein und heisst das unterirdische Gefängnis vermauern. Die Fürstin aber lässt einen Gang graben und den Gefangenen mit Nahrung versehen. Mit Freuden erfuhr dies der Herrscher, als er wieder von den Tataren bedrängt wurde, denn Ilija wurde in Freiheit gesetzt und kämpfte wieder die Feinde nieder. — Der gewaltige Held muss dann auch einen Kampf mit seinem Sohn Sokolnikov

bestehen. Bei einer Begegnung geraten sie in heftigen Streit, der Sohn ist dem Siege nahe, aber Ilija rafft seine Kräfte zusammen, bezwingt Sokolnikov und nötigt ihn zu bekennen, dass er Sokolnikov der Sohn der Latygorka ist. Diese gibt zu, dass sie von Ilija genotzüchtigt sei, und Sokolnikov kehrt zurück, um die Schande seiner Mutter am Ilija zu rächen. Er versetzt dem Vater im Schlafe einen gewaltigen Schlag auf die Brust, aber ohne Erfolg, da Ilijas goldenes Kreuz, das er auf der Brust trägt, ihn schützt. Der ergrimimte Vater wirft den Sohn in die Höhe, wie einst den Solovej, und lässt ihn zerschmettert zu Boden fallen. Dieses ungewöhnliche Leben, mit noch verschiedenen anderen Abenteuern erfüllt, wie z. B. Tötung eines Ungeheuers (*idoliščę*), welches der Fürstin Gewalt antut, endigt auch ein ungewöhnlicher Tod: nämlich wie einst bei Svjatogor, nur dass jetzt ein anderer Held die letzten Dienste tut. Es gibt Byliny, welche erzählen, dass mehrere Helden, darunter auch Ilija, durch ihre Taten und Siege so übermütig geworden seien, dass sie auch überirdische Mächte zum Kampfe herausforderten: da erscheinen zwei Männer und nehmen den Kampf auf; mit dem Schwerte wird ihnen die Hüfte durchhauen, und ihr entwachsen vier andere Männer, den vier Männern wieder acht neue, und sie vermehren sich in wunderbarer Weise, so dass die irdischen russischen Helden vor Schrecken gegen das Gebirge fliehen und — zu Stein werden. — Ein anderer Held, Dobrynja Nikitič (des Niketas Sohn), ein Waffenbruder des Ilija, kommt in wunderbarer Weise zur Welt. Seine Mutter, von einem schlangenartigen Geschöpf überwältigt, gibt ihm das Leben unter ungewöhnlichen Kundgebungen der Natur: in der Stunde der Geburt erscheint eine Menge von Schlangen und anderen Tieren, an der Spitze ein wunderbar gewachsenes Tier Skimen. Sie brüllen und zischen, die Erde erzittert, die Ufer des Dnieper senken sich, der Fluss überschwemmt das Land. Dieser vom Tier erzeugte und von Tieren geehrte Held kämpft ohne Unterlass gegen den Drachen Tugarin, welcher Russen gefangen hält; er zertritt wiederholt seine Brut und tritt ihm überall feindlich entgegen. Als er einmal im Počajflusse badete, kommt der Drache angeflogen, aber Dobrynja füllt seine Mütze mit Erde, schüttet diese dem Ungeheuer in die Augen und blendet es (der Erde wohnt eine wundertätige Kraft bei). Bei der Zauberin Marinka, seiner Geliebten, trifft er einmal den Tugarin, der vor Angst

fliehen will, aber die Zauberin, wütend darüber, verwandelt den Helden in einen Ochsen; sie entzaubert ihn aber wieder, als seine Schwester (auch eine Zauberin) droht, sie in eine Hündin zu verwandeln. Er erschlägt schliesslich den Drachen nach dreitägigem Kampfe und erlöst dadurch die Fürstin und viele Russen, welche von dem Ungeheuer festgehalten wurden. — Das vornehmste Abenteuer Dobrynjas ist die Reise zum Tatarenkhan, die ihm vom Fürsten befohlen ist, um den Tribut zu zahlen. Der Khan sucht den russischen Helden durch Auferlegung vieler schwerer Prüfungen, auch im Schachspiel, zu verderben, aber Dobrynja und seine Gefährten gehen stets als Sieger hervor und werden mit Ehren und mit dem Tribut entlassen. Unterdessen waren zwölf Jahre verflossen und Dobrynjas Frau, welche nach Verabredung nur 12 Jahre auf ihren Mann warten sollte, wurde frei und durfte wieder heiraten. Nur den Alëša Popovič sollte sie nicht ehelichen. Sie verschmähte jetzt auch seine Werbung, wartete noch 6 Jahre, reichte ihm dann aber doch die Hand. Am Hochzeitstage kehrte Dobrynja zurück und gab sich dadurch zu erkennen, dass er seinen Trauring in den Weinbecher seiner Frau gleiten liess. — Ein anderer Held ist Michailo Ivanovič Potok. Auf einer Jagd erblickt er auf der Oberfläche eines See einen herrlichen weiblichen Schwan (lybed' ist femininum) und will ihn erschiessen, aber in diesem Augenblick verwandelt sich der Vogel in eine wunderbar schöne Jungfrau. Sie heiraten einander und schliessen einen Vertrag, dass bei dem Tode des einen der andere Teil sich lebendig mitbestatten lassen solle. Sie stirbt und Potok lässt sich mit Awdotja Lichoviděvna begraben. Im Grabe tötet er einen Feuersdrachen, der ihn zu verderben droht, bringt mit seinem Blute die Frau wieder ins Dasein zurück und lebt wieder mit ihr glücklich. Einmal, während er abwesend ist, entführt ein litauischer Fürst die Awdotja und bringt sie auf sein Schloss in dem Lande seiner Herrschaft. Potok eilt dem Flüchtling nach, wird aber von der Frau mit Weibertränen und falschen Schwüren getäuscht und schliesslich in einen Stein verwandelt. Ilija und andere Helden finden ihn unter Führung des heiligen Nikolaus, und der gibt ihm die menschliche Gestalt wieder. Nochmals geht er zu der treulosen Frau, wird wiederum getäuscht und — an die Wand festgenagelt. Eine Schwester des Entführers, Anna, verliebt sich in ihn, befreit und heiratet ihn, Awdotja aber wird getötet. — Potok

kommt auch als Haupt einer Pilgerschar nach Kiew, die Fürstin verliebt sich in ihn; da er aber ihre Liebe verschmäht, rächt sie sich an ihm, indem sie in seinen Reisesack einen goldenen Becher verstecken und ihn als Dieb verfolgen lässt. Die Pilger, ergrimmt darüber, begraben ihn lebendig, später aber, bei ihrer Rückkehr, finden sie ihn noch am Leben, überzeugen sich von seiner Unschuld und stellen ihn wieder an ihre Spitze.

Der Held Dunaj Ivanovič lebt lange Jahre an dem Hofe des litauischen Fürsten und geniesst die Liebe einer seiner Töchter; der Fürst, darüber ergrimmt, befiehlt ihn zu töten, aber die Geliebte rettet ihn, und er zieht nach Kiew zum Fürsten Wladimir. Als dieser sich verheiraten will, geht Dunaj noch einmal nach Litauen, wirbt für ihn um die andere Fürstentochter, erzwingt auch die Einwilligung des Vaters und zieht mit der kostbaren Beute nach Kiew. Unterwegs begegnet er einer Riesin, kämpft mit ihr und bezwingt sie nur mit Mühe, er nimmt sie auch mit auf die weite Reise, nachdem er in ihr seine Geliebte erkannt hat. In Kiew werden zwei Hochzeiten gefeiert, und bei dem Hochzeitsschmaus prahlt die Dnêpra, die Gemahlin des Dunaj, indem sie die Vorzüge der Helden aufzählt, sie schiesse besser als ihr Gemahl. Zuerst schiesst sie, und ihr Pfeil dringt genau durch die Mitte des von Dunaj hochgehaltenen Ringes, dann schiesst Dunaj selbst, verfehlt das Ziel und tötet seine Frau. Aus ihrem Leibe schneidet er ein wunderbares Kind, mit silbernen Füßen, mit Händen von Gold, mit Sonne, Mond und Sternen am Kopfe. Dunaj tötet sich selbst aus Verzweiflung; aus seinem Leibe entspringt der Dunaj, aus dem der Dnêpra aber der Fluss Dnêpr. — Ähnlich wird von dem Helden Suchan erzählt, er sei auf der Suche nach einem weissen Schwan einer Tatarenmacht begegnet und habe sie bezwungen; da ihm dies nicht geglaubt wird, so wird er eingekerkert und nimmt sich selbst das Leben, obgleich Dobrynja ausgekundschaftet hat, dass Suchan die Wahrheit gesprochen habe. Aus seinem Leibe entspringt der Fluss Suchan. — Auch der Held Stawr Godinow entgeht der Einkerkierung nicht. Als er bei einem Gelage prahlt, seine heldenhafte Frau könne selbst den Fürsten Wladimir zum besten haben, lässt ihn der Fürst einsperren, aber man hat ihn alsbald selbst zum Narren. Die kluge und reckenhafte Frau des Stawr erscheint als Held gekleidet am Hofe, wirbt um die Tochter des Fürsten und weiss diesen

und seine Umgebung an der Nase herumzuführen, weiss alle Versuche, ihr Geschlecht zu entdecken, oft in der heitersten Weise zunichte zu machen und nötigt schliesslich den Fürsten, ihr seine Tochter zur Frau zu geben, obgleich diese weiss, dass der „Bräutigam“ eine Frau ist. Bei dem Hochzeitsgelage verlangt sie, dass der eingekerkerte Stawr freigegeben werde, damit er die Gäste durch seinen Gesang erfreue; sie erklärt sich als des Sängers Frau und zieht von dannen.

Weniger heldenhaft, als die bis jetzt genannten Gefährten des Fürsten Wladimir sind Alěša Popovič und Ćurilo Plenkovič, sie werden indes häufig genannt wegen ihrer Schönheit und als Weiberhelden. Alěša verrichtet keine grossen Taten. Als er einmal dem Feuerdrachen Tugarin begegnet, erfleht er in inbrünstigem Gebet Regen vom Himmel und bezwingt den Drachen, da dieser die durchnässten Flügel nicht gebrauchen kann. Sonst erscheint er in galanten Abenteuern und ist der Liebling der Frauen; wenn er sich auf der Strasse zeigt, so fliegen die Fenster auf, und die Weiber laufen ihm nach. Auch Ćurilo ist den Frauen lieb, dabei staunen die Menschen ihn an wegen seines unermesslichen Reichtums. Er hat einen prachtvollen Hof in der Nähe von Kiew und macht wegen seines Aufwandes von sich reden: der Fürst selbst besucht ihn, zieht ihn an seinen Hof und überträgt ihm ein Hofamt, um ihn in seiner Nähe zu haben; aber die Fürstin verliebt sich in ihn und nimmt ihn in ihre Dienste.

In Kiew treten auch fremde Helden auf. Ein solcher ist Solovej Budimirovič. Er kommt mit seiner Mutter aus der fernen Fremde nach Kiew, ihre Reichtümer führen sie auf 30 Schiffen mit sich. Nachdem er zum Fürsten in Beziehung gekommen ist, erbittet er einen Platz in den fürstlichen Gärten, um einen Palast zu bauen. Die Handwerker bauen rasch und geschickt, Solovej lustwandelt in den neuen kostbaren Räumen und spielt auf einem Mundinstrument. Die Tochter des Fürsten kann ihre Neugierde nicht beherrschen, dringt in den Palast, begegnet dem Fremdling, erklärt ihm ihre Liebe und wird, wenn auch mit strafenden Worten wegen ihrer Zudringlichkeit, angenommen; aber die Hochzeit soll erst gefeiert werden, wenn Solovej seine Handelsreise nach einem Jahre beendet haben wird.

Noch glanzvoller tritt Djuk Stepanovič aus Indien auf. Als er das Leben in Kiew kennen gelernt hat, spottet er über die

Ärmlichkeit desselben ohne Erbarmen, und als Wladimir Kundschafter zu ihm sendet, welche über die Reichtümer des Fremdlings berichten sollen, so bekunden sie, wenn der Fürst Kiew verkaufen und für das Geld Papier kaufen möchte, so würde dieses nicht ausreichen, die Reichtümer des Djuk Stepanovič nur aufzuzählen. Dieser Djuk nun geht einen Wettstreit mit Čurilo ein, wer von ihnen drei Jahre hindurch täglich schönere und kostbarere Kleider tragen wird. Čurilo wird besiegt, will aber seinen Gegner in ritterlicher Kunst überwinden: sie gehen eine neue Wette ein, wer von ihnen den Dněprfluss auf seinem Heldenross überspringen werde. Zum zweiten Male verliert Čurilo die Wette und wird nur durch Djuks starken Arm aus dem Wasser gerettet; er soll aber mit seinem Leben büßen, weil er es eingesetzt hatte, die Fürstin und andere Frauen erbitten jedoch Gnade für ihn. Später hat er dann sein Leben durch die Rache eines betrogenen Ehemannes verloren.

Die Byliny zeigen uns eine ganz wunderbare Welt: roh, ungerregelt, ohne psychologischen Hintergrund, reich an Worten, arm an Gedanken; es handelt sich meist um rohen Totschlag. Wir fühlen uns in ein Durcheinander versetzt, das die Sinne betäubt, ohne unsere Phantasie zu befriedigen. Ja ein Durcheinander ist es, denn man gewinnt bei dem unmittelbaren Eindruck unter den einzelnen Liedern keinen Zusammenhang. Man hat gemeint, aus den einzelnen „Rhapsodien“ des Wladimirschen Zyklus lasse sich ein Epopöe gestalten, und es ist möglich, dass einmal ähnliches versucht wird, wie mit den serbischen Heldenliedern von der Schlacht auf dem Amselfelde (Kosovo pole); aber dem nüchternen Verstande müssen die jetzt schon sehr zahlreich gesammelten Byliny als eine unübersehbare Reihe von Gesängen erscheinen, die sich nicht zusammenschliessen. Man mag über diese Lieder urteilen, wie man will, man mag mit Orest Müller in Bewunderung geraten oder mit dem bekannten russischen Kritiker Belinskij meinen, dass sich in ihnen die Poesie zur Prosa verhält, wie etwa ein Löffel Honig zu einer Tonne Teer — immer wird man zugeben, dass die einzelnen Lieder sich nicht aneinander schliessen wie Fortsetzung an Vorhergehendes. Es gibt auch keinen Haupthelden, wie in der Odyssee, dem Igorliede usw., und es wäre Täuschung, Ilija Muromec dafür zu halten; so ist auch kein Hauptereignis in den Mittelpunkt zu stellen: es sind vereinzelte Vorgänge, Kriegs-

und Wundertaten. Bei solchen Eindrücken entsteht die wichtige Frage, ob denn die Byliny, zunächst des Wladimirschen Zyklus, überhaupt inneren Zusammenhang haben, und ob die Sänger ein Bewusstsein davon haben? Da ist allerdings zuzugestehen, dass ihnen gewisse Momente gemeinsam sind, und dass sie hin und wieder von den Sängern in Beziehung zueinander gebracht werden. Zunächst bildet das gemeinsame Band, durch das alle älteren Byliny zusammengehalten werden, die Person des Fürsten Wladimir von Kiew, der zwar eine mässige Rolle spielt, da er zu den Helden und den Unternehmungen nicht gehört, oft sogar als eine erbärmliche Person erscheint, indem er sich vor seinen Helden in seinen Pelz verkriecht und gar einmal ein Dummkopf genannt wird, der aber doch schliesslich den Mittelpunkt, die „helle Sonne“ bildet; um ihn scharen sich die Helden, ja selbst die Novgoroder und die fremden Helden aus der Ferne, wie Djuk Stepanovič, kommen zu ihm nach Kiew; die Sänger der Byliny beginnen ihre Lieder meist mit einem Schmaus an dem Hofe Wladimirs, z. B. *U laskóva u knjazja u Vladimira Byl choroš pir-pir-ováńice Na mnógich knjaž na bojar, Na russkich mogučich bohatyrej* usw. Er regt wohl hin und wieder zu Heldentaten an, aber in seinen Anordnungen ist er beschränkt durch den Willen seiner Helden, welche oft allein anordnen und entscheiden; es kommt vor, dass er um ihren Beistand vergeblich bittet, er bleibt aber doch der einigende Punkt und spielt eine ähnliche Rolle, wie Artus in der Tafelrunde, und hat auch mit diesem König einige Ähnlichkeit, der in den früheren epischen Gedichten untätig erscheint und erst durch spätere Dichter mit heldenhaften Eigenschaften ausgestattet ist. Noch mehr tritt in den Byliny als einigendes Moment Kiew und das Andenken an die einstige Herrlichkeit dieser Stadt hervor. Kiew ist bekanntlich der älteste Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens in Russland: hierhin gehen alle Strömungen des Lebens in allen Machtverhältnissen und im Verkehr und Handel; von hier gehen die Quellen der Wissenschaft, der Kunst und aller kirchlichen und staatlichen Lebensformen in die anderen Lande. Das Andenken an die ehemalige Grösse Kiews ist unzertrennlich von dem Namen Wladimirs des Grossen und Wladimirs Monomach († 1125) und der Wladimir der Byliny vereinigt in sich das dunkle historische Andenken an diese beiden Herrscher; das äussert sich besonders in der Gefangennehmung des Stawr Godinow,

welche tatsächlich vom zweiten Wladimir befohlen und ausgeführt wurde. Ein anderes verbindendes Moment in den Byliny ist die Verwandtschaft der Helden untereinander und der Umstand, dass ihnen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, die immer wiederkehren, selbst in Liedern verschiedenen Inhalts und aus verschiedenen Gegenden; man sieht, die Volksdichter behalten bei jedem einzelnen Helden und jeder einzelnen Heldentat das Ganze im Auge. In einigen Byliny werden die Haupthelden genannt unter Beifügung von charakteristischen Eigenschaften: Dobrynja ist redefertig, höflich und wird zu Gesandtschaften verwendet; Ilija ist der gewaltige Totschläger, dessen Riesenkraft alles bezwingt; Dunaj heisst der stille und der glückliche Werber; Michailo Potok ist mit Zauberkraft ausgestattet; Alěša Popovič ist der Verführer der Frauen, dabei der tollkühne Prahler, doch nur bis zum Augenblick der Gefahr; Čurilo ist der schöne Liebling der Frauen, und diese Eigenschaften werden selbst in der Art von *epitheta ornantia* gebraucht.

Der Gesamtcharakter der Helden und Heldinnen, die mitunter auch kämpfend auftreten, ist nicht sonderlich ansprechend. Die bedeutendsten Helden sprechen durch keine allgemeinmenschlichen Eigenschaften an, kehren überhaupt keine psychischen Seiten ihrer Persönlichkeit hervor, sondern nur die rohe, brutale, physische Kraft, die jedes Widerstandes spottet und keine Schranke findet: Ilija vernichtet zweimal eine ganze tatarische Armee ohne Anwendung einer Waffe; den Riesen Solovej und seinen Sohn Sokolnikov tötet er, indem er sie in die Höhe wirft und zerschmettert zu Boden fallen lässt. Aber nicht bloss im Totschlagen zeigen die Helden übernatürliche Kraft: sie setzen auf ihren Heldenrossen über Berg und Fluss in gewaltigen Sprüngen, reißen himmelhohe Bäume mit der Wurzel aus der Erde, . . . es ist ihnen überhaupt nichts unmöglich; „wir würden uns nicht wundern, sagt ein russischer Kritiker, wenn ein Held der Byliny gegen einen Fels anrennt und ihn zerschmettert, ohne ein blaues Auge davonzutragen“. Es ist etwas Unheimliches in dem Eindruck, den wir aus dieser Betrachtung gewinnen: man sieht in den Byliny die primitivsten epischen Begriffe vom Heldentum: die rohe Kraftäusserung, die Gewalt der eisernen Faust und des eisernen Schädels; der Begriff der Tapferkeit und der beschränkenden Pflicht fehlt, die einzigen Seelenregungen sind Raub-, Hab- und Prahlsucht. — Auch die Frauen,

die Heldinnen, stehen, mit wenigen lobenswerten Ausnahmen, auf der niedrigsten Stufe der Gesittung. Die Gattin des Dobrynja ist allerdings eine tugendhafte Frau, die entfernt an die Penelope erinnert; auch die Frau des Stawr Godinow und des Danilo Lovčanin machen eine Ausnahme, sonst aber ist die weibliche Welt roh und ungesittet. So die Gemahlin des Fürsten: sie hat mit Alěša ein Verhältnis; sie sucht den Potok, ähnlich wie die Frau des Potiphar den Joseph, zu verführen und dann ihn zu verderben, als sie ihre Verführungskünste vergeblich versucht hat; selbst mit dem Ungeheuer Tugarin unterhält sie ein unzüchtiges Verhältnis, dabei ruht auf ihr der Verdacht der Zauberei und Häresie; möglich, dass in dem allen der Niederschlag eines orientalischen Erzählungsstoffes zu vermuten ist; doch hat an einer solchen Charakterisierung der russische Volksgeist seinen Anteil. Auch die Trunksucht tritt bei den Heldentaten hervor: der russische Mann fasst sie auch heute nicht als Laster auf, mag auch der Vorwurf dieser Untugend stark übertrieben sein.

Wenn man sich mit dem oft absonderlichen Inhalt zufrieden gibt, erscheint die Darstellungsweise meist ansprechend. Die einzelnen Taten eines Helden werden in naiver Weise mit allen Einzelheiten, zwar ohne Motivierung, aber ruhig und durchaus objektiv erzählt. Verknüpfung der Gedanken etwa in perspektivischer Weise, mit Verschiebung der wichtigeren in den Vordergrund, ist nicht üblich, die gewöhnliche Aneinanderreihung geschieht durch Bindewörter der Zeit, oder die Tatsachen werden einfach erzählt, wie sie zeitlich aufeinander folgen. Dabei sind Wiederholungen beliebt, sie sind bei gewissen Wendungen stehend: wenn z. B. Wladimir seine Helden um Beistand gegen die Tataren bittet, so wiederholt er seine Bitte mit denselben Worten; wenn einer von ihnen einen Auftrag oder eine Gesandtschaft zu erledigen hat, so wird dieser mit den nämlichen Worten erledigt, in welchen er gegeben war; wenn mehrere Helden denselben Auftrag zu vollziehen, denselben Zweikampf zu unternehmen und überhaupt dieselbe Handlung auszuführen haben, so geschieht die Erzählung stets mit denselben Worten, wie das erstemal. Einen recht epischen Eindruck macht — wie schon angedeutet — die Wiederholung einzelner stehender epitheta ornantia, z. B. *laskovyj knjaž Wladimir stoljno-Kiewskij, krasnoje solnyško, tichyj Dunaj, dobryj bohatyr, mogučije bohatyre* (mächtige Helden),

čisto pole, sine morje usw.; auch werden ganze Halbzeilen wiederholt, z. B. die zweite Hälfte des Verses in der ersten Hälfte des nächsten Verses, z. B. „Es lebte der Ilija von Murom — Ilija von Murom des Iwan Sohn — des Iwan Sohn der Heldensohn“ usw. Sehr häufig ist auch die Wiederholung von Verhältniswörtern: man findet keine Bylina, die nicht solche Wendungen darböte, z. B. Na naše na selo na prekrasnoje Na slaven na Kiew grad Najezžajet sobaka sudar Kalin car; — Na naše na selo na prekrasnoje — Na stoljnyj na gorod na Kiew grad — Najezžajet iz dalěča — iz iista polja — Molodoj mladoj Solovnikov usw. Man könnte solche Beispiele ins Unendliche häufen.

Die Sprache ist sehr einfach und wenig bilderreich. Vergleiche kommen meist in der ursprünglichsten negativen Gestalt vor, wie: „es zeigt sich ein heller Gegenstand, es ist nicht das Schwanenweibchen, es ist nicht Schnee, es ist das weisse Haus des Helden“. Äusserungen des Dichters selbst sind äusserst selten: Invokationen, Schlussbemerkungen, wie sie in epischer Poesie häufig sind, erscheinen nur ganz ausnahmsweise; alles ist objektiv gehalten, und dem Gefühl wird nur in Gesprächen der Helden und Heldinnen Ausdruck gegeben. Auch von der Reflexion des dichtenden Geistes in der Darstellung ist so gut wie nichts zu bemerken: keine Erwägungen, keine Urteile, so auch keine Verwicklungen und keine Überraschung. Man weiss meist im voraus, was geschehen wird. Bezeichnend ist das Lied von Ilija bei Rybnikov II, 62. Ilija gibt gleich zu Anfang seine Absicht kund, aus Murom auf geradem Wege nach Kiew zum Fürsten Wladimir zu gehen. Er rast auf seinem kleinen Heldenpferde über Berg und Sumpf dahin. Da, plötzlich, werden wir auf ein Vorkommnis vorbereitet durch einen mächtigen Lärm, welcher zu den Ohren Ilijas dringt. Das sind Tataren, welche Černigow belagern. Ilija nimmt sich vor, die Stadt von der Belagerung zu befreien. Nach den gewaltigen Beweisen der Riesenkraft, welche der Held gegeben, erwartet man ohne grosse Spannung das Gelingen des Unternehmens, und die natürliche Folge ist, dass die Bewohner von Černigow dem Retter danken und ihm die Herrschaft antragen. Aber das Anerbieten wird zurückgewiesen, weil Ilija sich vorgenommen hatte, nach Kiew zu gehen. Die Černigower beschreiben ihm den Weg und die Gefahren der Reise, sie sagen

ihm im voraus, welche Hindernisse er zu besiegen haben wird. So wissen wir vorher die Abenteuer, und nach der riesigen Leistung der Befreiung der Stadt Černigow von der Tatarennot wissen wir auch, dass er die schrecklichen Gefahren und Schwierigkeiten leicht überwinden wird. Wir wissen auch im voraus, dass Ilija sicher nach Kiew gelangt. In ähnlicher Weise sind die allermeisten Byliny gehalten; man übersieht, wenn man einige von ihnen kennt, von vornherein den Gang und Ausgang der Begebenheiten.

Der Inhalt der Byliny weist von selbst Anklänge an bekannte Erzählungsstoffe auf: die Fürstin Nastasia Apraksievna, welche sich in den schönen Potok verliebt und, von ihm verschmäht, den Spröden verderben will — das erinnert, wie gesagt, stark an die Frau des Potiphar und an den keuschen Joseph; auch an andere alttestamentliche Stoffe klingen Vorgänge in den Byliny an; es hat sich auch eine „christlich-mythologische Schicht“ auf die Erzählungsstoffe der Byliny gelegt, in welcher selbst Namen, wie Latygorka, Geliebte des Ilija (latinska gora = petra) ihre Erklärung finden; auch weltliche wandernde Erzählmotive finden in den Byliny ihr Echo, ohne dass an eine unmittelbare Entlehnung gedacht werden kann, wie der Kampf des Vaters mit dem Sohne (Hildebrant und Hadubrant), wie Episoden aus dem Leben des Herkules und viele andere Motive. Darüber, sowie über die geistvolle Hypothese Stasows von dem Niederschlag asiatischer Stoffe in den Byliny, von dem historischen Untergrund, von dem Alter der Byliny und von Anklängen an dieselben auch in der deutschen Heldendichtung soll ein zweiter Aufsatz handeln.

Beschwörungsformeln bei Gewinnung der Wünschelrute.

Von Dr. J. Klapper.

Die Wünschelrute wird wieder modern. Zeitungen und Zeitschriften beschäftigen sich mit ihr, seit vor kurzem bedeutende Gelehrte sich für ihre Brauchbarkeit zur Erschliessung von Wasseradern ausgesprochen haben. Schon einmal hat ein Kampf unter den Gelehrten um die Wünschelrute stattgefunden. Das war um das Jahr 1700. Die gelehrten Gemüter wurden da erregt durch

mehrere Mitteilungen aus Frankreich, wo die Wünschelrute beim Auffinden von Schätzen und bei der Entdeckung von Mördern fabelhafte Dienste geleistet haben sollte, und während man auf der einen Seite mit Spott und Witz gegen die Wünschelrute agitierte und ihre Verteidiger als unsinnige oder lügnerische Köpfe hinstellte, suchten anderseits ernsthafte Gelehrte ihre Wirkungen aus allgemeinen Naturgesetzen heraus zu deuten, indem sie meist ihre Gründe aus der Atomlehre und der Lehre von den inneren Verwandtschaften der Körper entnahm. Zur ersten Klasse von Schriften gehören die im Jahre 1700 aus dem Französischen ins Deutsche übertragenen „Brieffe oder Send-Schreiben / Vornehmer vnd Gelehrter Leute / welch Die verspottung Der Wünschel-Ruthe vorstellen“. Frankfurt a. M. von Johann Leonhard Martini; und zu den ernststen Abhandlungen der zweiten Klasse vor allem die 1694 in Nürnberg erschienene Übersetzung der Schrift des Franzosen Vallemont: „Der heimliche vnd unerforschliche Natur Kündiger, oder accurate Beschreibung von der Wünschelruthe“¹⁾, ferner Gotfried Zeidlers *Pantomysterium* 1700²⁾.

Nach diesen mit vielen Abbildungen geschmückten Werken wurde die Wünschelrute mit Erfolg in den folgenden Fällen verwandt: zur Auffindung von unterirdischen Brunnen, von Wegen und Stegen zu Lande wie zu Wasser, von Malsteinen, Grenzen und veränderten Wegen, von vergrabenen Münzen und Kleinodien, zur Entdeckung flüchtiger Diebe, Mörder und Übeltäter; um zu erfahren, ob jemand tot oder lebendig, einheimisch oder nicht, gesund oder krank, einem günstig oder ungünstig gesinnt sei, ferner zur Erkundigung in manchen Familienangelegenheiten.

Aber nicht mit der Frage haben wir uns zu beschäftigen, ob die Wünschelrute in der Tat in bestimmten Fällen praktisch verwendbar ist, — das gehört nicht in die Volkskunde, und das mögen Naturkundige und Physiologen unter sich abmachen, — in die Volkskunde gehört die Wünschelrute nur insoweit, als ihre wirklichen oder angeblichen Kräfte nach der dämonischen Seite hin vom Volke gedeutet worden sind, als vom Volke der Versuch ge-

¹⁾ Vallemont, *La Physique occulte ou traité de la baguette divinatoire*; Amsterdam 1693.

²⁾ Aus den Werken Vallemonts und Zeidlers entlehnt seine Argumente, ohne selbst Neues zu bieten, Theophilus Albinus: „Das entlarvte Idolum der Wünschelrute“, Dresden 1704.

macht worden ist, der Rute durch Zauber und Besprechungen die gewünschten Kräfte zu verleihen oder sie dadurch zu willigem Dienste zu zwingen.

Manchem Gelehrten ist die Wirkung der Wünschelrute verdächtig erschienen. Kein Geringerer als Nicole Malebranche war der Ansicht, „dass nichts von diesem allem (den Wirkungen der Rute) ohne die Mitwirkung eines verständigen Wesens geschehen könne; und dieses Wesen könne nichts anderes als ein Dämon sein“ (Mercure galant. Januar 1693). Gegen eine solche Erklärung der Kräfte der Rute wendet sich nun allerdings ganz entschieden der oben erwähnte Zeidler. Damit erweist er aber der Volkskunde einen nicht zu unterschätzenden Dienst, denn er führt uns bei dieser Gelegenheit eingehend alle die „Narrenpossen“ und „Eselspossen“ an, deren sich seine abergläubischen Landsleute bei der Gewinnung der Wünschelrute bedienten, und wir werden sehen, dass sich der Volksglaube seiner Zeit mit dem unserer Tage in diesem Punkte genau so deckt wie mit dem des 15. Jahrhunderts, dass also hier eine fünf Jahrhunderte lange Tradition im Volksglauben und Brauch vorliegt. Zeidler nennt als die Bedingungen, unter denen die Wünschelrute ihre Kraft nach der Meinung des Volkes erhält, folgende: Die Rute müsse ein Jahr alt oder eine Sommerlatte sein, sie sei am kräftigsten, wenn sie in der Christnacht oder am Karfreitage geholt werde; die Rute dürfe zum höchsten auf dreimal gebrochen werden; es müssten bestimmte Charaktere oder ein Alfuss mit dem Namen Tetragrammaton darauf geschrieben sein; sie müsse vor Sonnenaufgang oder unter einer bestimmten Konstellation geschnitten sein. Was uns aber hier am meisten interessiert, ist, dass er uns eine von den üblichen Beschwörungsformeln überliefert¹⁾. Sie lautet:

Gotte grüsse dich, du edles Reis, mit Got dem Vater suche ich dich, mit Got dem Sohne finde ich dich, mit Got des heiligen Geistes seiner Macht und Kraft breche ich dich. Ich beschwöre dich, Rute und Sommerlatte bei der Kraft des Allerhöchsten, dass du mir wollest zeigen, was ich dir gebiete, und solches so gewiss und wahr, so rein und klar, als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war, da sie unsern Herrn Jesum gebär. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

¹⁾ Pantomysterium p. 520.

Gibt uns diese Formel eine Probe der Beschwörungen des ausgehenden 17. Jahrhunderts, so führt die folgende, die aus Österreich stammt, uns in das 16. Jahrhundert zurück¹⁾.

Ich beswer ewch ruetten pey der macht des vaters vnd pey der chraft des suns, pey der warheit des heiligen geysts das Ir mich firt vnd laittet an die rechten warew stat wer das hat. Amen.

Wir werden diese Formel unter denen des frühen 15. Jahrh. fast wörtlich wiederfinden. Den Stand der Formeln des späteren 15. Jahrh. gibt uns ein Abschnitt aus einem Arzneibuch der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (cgm 733)²⁾:

Item wann du die Ruetten schneiden wilt, so schneid sy am 3. Tag, so der man new ist. So gee vor der Sunnen aufgang vnd suech wo du heslen zweil findest die im Jar gewachsen sein vnd kher den Ruckhen gegen den aufgang der Sunnen vnd nimb yr ain Ruetten in die lenckh hand vnd sprich: Mit Gott dem vattern hab ich dich gesuecht, mit Gott dem Sohn hab ich dich gefunden; mit Gott dem heiligen Geist schneid ich dich ab. Also schneid 3 oder 4 par ab und allweg ein paar als lang als das ander vnd schneid auf ein jedes holz † † † in dem Namen Gottes des vaters und des Sunes und des heiligen geistes amen. Und kher den stam gegen ainander und sprich: Ich gebewt dir Ruetten und Sumerlatten bei der craft Gottes des vaters und bei der macht Gottes Sunes und bei der weisheit Gottes heiligen Geistes dass du mir zaigest die ganz lauter clar warheit vmb alles das ich begerend bin vnd dich fragen wird. Ich gebeut dir Ruetten vnd Sumerlatten bei der craft des himels und bei der kraft der engel und bei den 12 Zeichen des hl. creuzes daz du mir weist, naigst, zaigst, die ganz lauter clar warheit um welche ich fragend bin. Ich gebeut dir Ruetten vnd Sumerlatten bei den heiligen drei künigen Kasparn Baltasern und Melchiorn als war sie der Stern geführt und gewist hat zu dem warn schaz vnseres herrn Jesu Christ: als gewisslich neig und zaig mir die lauter warheit darumb ich dich frag. Im namen Gottes etc. stoss sy dann in ain weichbrunnen im hamen so hast du gerechte ruten.

Auf der Breslauer Königl. und Universitätsbibliothek fand ich bei der Durchsicht der Handschriften eine Sammlung von Beschwörungsformeln für die Wünschelrute, die uns noch tiefer

¹⁾ Mones Anzeiger 1873 S. 228.

²⁾ Mones Anzeiger 1864 S. 96.

in das 15. Jahrhundert zurückführen. Die Sammlung befindet sich in einem Sammelbändchen, das von Julius Max Schottky im Jahre 1818 aus Wien als Geschenk der Bibliothek überwiesen worden ist. Die Sprache ist bairisch-österreichisch, und der Charakter der Handschrift weist in die Zeit vor 1450. Es ist Hs. III. Q. 8.

fol. 14 b. Hic Introducitur virgula coruli.

Item ste auf an einem pfincztag oder freitag luna crescente gee zu der kirchen mit gueter andacht vnde mit deme gepett vnde sprich mit dem priester das Confiteor vnde sprich mit im dy mess vnde opfer einen silberen pfenning, In den ern der heiligen drey künig vnde such dann dy zuten der haslen. vnde merck zwo dy nive jaring sein vnde vall nider auf dy knie gegen osten, das ist aufgang der sunn vnde liss ewangelium . . .¹⁾.

Darnach sprich: O herre erhor mein gepett vnde mein ruffen kom zu dir. vnde sprich III pater noster vnde stee dann auf vnde ker dich gegen der sunn vnd sprich zu den zuten als sy auf dem stam stend: In dem nam des vaters han ich euch gesucht. In dem nome des suns han ich euch gefunden. In dem name des heiligen geistz sneid ich euch ab. vnd nim dann ein messer vnd sneid in dy erst zuten ab bertz ainen snit vnd sprich dy wort; Egrediet virga de radice yesse. Von der wurczen yesse sol auf gen ein zuten. dar nach tue den andern snit ent gegen auch ab wertz vnd sprich: Et flos de radice eius ascendet. Von der selben wurcz sol auf gen ein pluemen. des gleichs sneid dy andern zuten auch ab. dann so nim dy czwo zuten vnd mach sy eben lanck vnd vall nider auf chnie gegen Suden das ist mittag vnd sprich: O ewiger almechtiger lebendiger gotes sunn verhor vnd gedenk czu meiner begir. O Got schepfer himmels vnd der erden. durch deiner gotlicher vnbegreiflicher kraft dy du geborcht hast von anfang der werld, So verman ich dich das du ansehest mein begern vnd mein versuchen in disen zuten das in ir kraft bereit sey czu der sach der rechten warhait dy ich armer sunder beger zu vndericht werden.

O got santus der ewigen weishait durch alle dy kraft dy du hast geborcht In dem firmament der sunnen des mans aller stern vnd der siben planeten Verleich mir armen sunder deiner creatur

¹⁾ Gemeint ist das Johannesevangelium: In principio erat verbum.

vnd deinem knecht das ich czu diser hur der stund der gueten zeit gefinden müge an vallirn dy sach dy ich versuechen wil durch alle dy kraft der zuten meisl, dy du in verlihen hast. Amen.

Nw stand auf vnd vall auf deine knie gegen Norden das ist mitnacht vnd schreib an dy ein zuten mit cinken dy funf name: hel heloe heloy celion geree. Auf dy ander dy V name: Sadon sabaoth adonay emanuel tetragramathon. Darnach ste auf vnd knie nider gegen westen das ist vndergang vnd mit dem zaichen des heiligen chreucz sprich:

In dem nome des vaters des suns vnd des heiligen geistz sey gebeicht vnd gesegent dy stund meins versuechen. Gepunden sol sein all pos geist dy mir schedenlich mugen sein an disen werchen. Amen.

Als du dan wurchen wild so stos dy zuten czu samen vnd sprich dise coniuracion:

Ich peswer euch zuten pey der kraft des vaters pei der macht des suns pey der weyshait des heiligen geistz Das ir mir bebeist dy stet vnd auch dy sach der warhait cze finden.

Ich peswer euch zuten pey dem heiligen nome vnsers herren hel heloe heloy das ir mir beweist dy stet der warhait cze vinden.

Ich beswer euch zuten pey den heiligen nome der heiligen drey künig kasper palthaser melchior das ir mir beweist dy stat der rechten warhait cze finden. als der stern gelaitt dy heiligen III kunig auf dy rechten stat do der war gots sun geporn ward.

fol. 15 b. Alius modus.

† Gruess dich got schusling der mich vnd dich beschaffen hat auf dicz ertreich † Schusling du pist ermant In dem nome des vaters des suns vnd des heiligen geists das du alle dy kraft behalden seist dy mir vnd dir got verlihen hat auf disen erttern. Zu dem nome des Vaters † des suns † vnd des heiligen geists † Amen.

Das obgescr. sprich czu dem ersten mal vnd auch czu den lesten.

† Herre in deinem nomen chum mir cze hilff der himmel vnd erd beschaffen hat, herre in deinem nome pit ich dich, herre in meiner not erhor mich vnd chüm mir cze hilf. In dem name des vaters † † † etc. sprich 1 pater noster 1 ave maria.

† here in deiner sterk werd ich nicht betrogen vnd pin dich vleissiklich anpetten das du mir solichem czu hilff kombst vnd mir alle czu kunftige ding sagst, das wasser des arczt, silber vnd Gold czaigest. warhaftiklich vnd offenbarest durch vnsern herren Jes. Christum. Amen.

† Ich beswer euch zueten pey dem vater vnd sun vnd des heiligen geist vnd pei der jungfreilichait der heiligen junkfraw marie vnd pey der cheüschait des heiligen ewangelisten sand Johans vnd pey dem gilauben der xij poten vnd auch der heiligen propheten vnd pey sterk der martirer pey der vestikait der peichtiger vnd jungfrawen das ir nit last ir chrieht an dy rechten stat des verporgen schacz, des wassers auch silber vnd gold durch vnsern herren ihm xpm. Amen.

† Ich beswer euch zueten durch dy xxiiij seniores dy albeg sind vor dem anplick gots das ir nit last ir chrieht an dy rechten stat des verporgen schacz, des wassers etc. durch vnsern herren ihm xpm. Amen †.

† Ich beswer euch zueten pey dem heiligen Jonathas vnd Psamites dy nie hinder sich sind gangen, also sult ir auch nit hinder sich geen sunder weicht an dy rechten stat des verporgen schacz, des etc. durch vnsern herren ihm xpm.

† Ich beswer euch zueten durch dy heiligen drey kunige caspar † walthasar † melchior † dy da suechten den warn schacz das got selbs was vnd dy nach folgten dem stern vnd chomen czu ihm vnd waren in anpetten, also sult ir auch mich furen an dy rechten stat des herren ihm xpm. Amen.

† Ich beswer euch zueten durch dy heiligen namen gotes Tetragramaton † adonay † Sabaoth † emanuel † . . . hier bricht die Handschrift ab; der Rest steht auf fol. 13r: das ir seyt chruuehnn an dy rechten stat des verporgen schacz des etc. durch vnssern herren ihmm xpm amen. Dar nach sneid in yecz zuetten vntten iij chreücz vnd sprich dy wort † perga † pergamat † pergamata † maria † consumatum est † Amanisapta † Darnach sneyd dy zuetten ab auf wercz vnd sprich zu yedem snid. In nomine patris et filii et spiritus sancti Amen.

Wie zäh das Volk an diesen Formeln fest hält, ersehen wir aus dem soeben erschienenen Werke von L. John, Sitte, Brauch und Volksglauben im deutschen Westböhmen, Prag 1905, wo S. 286 aus dem Egerlande Wort für Wort dieselbe Formel bei-

gebracht wird, die wir aus Zeidlers Pantomysterium p. 520 kennen gelernt haben. In dem erwähnten Buche Johns wird S. 309 aus Tachau im Egerland noch eine zweite, einfachere Formel für die Wünschelrute angeführt:

Ich beschwöre dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen, zu dem, dass du mir sollst anzeigen, ob hier Silber, Gold, Eisen, Zinn, Kupfer, Geld oder gestohlene Sachen verborgen sind.

Die Freimaurer im Volksglauben.

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

Im Anschlusse an die Ausführungen von Dr. Olbrich (Heft XII, 62 ff.) sei folgendes mitgeteilt.

In Kujawien glaubt das polnische Volk, dass die Freimaurer (masonry) mit dem Teufel in Verbindung stehen. Man erzählt von ihnen folgendes. In grösseren Städten, wo mehrere Freimaurer wohnen, haben sie ihr Versammlungszimmer. Dasselbe befindet sich in einem Kellergewölbe, hat keine Fenster und ist mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, so dass es stockfinster darin ist. In der Mitte des Zimmers steht ein Sarg, der ebenfalls mit schwarzem Sammet ausgeschlagen ist. Will nun jemand Freimaurer werden, so muss er seinen Wunsch einem Freimaurer mitteilen. Dieser führt ihn des Abends in das Zimmer, und der Neuling muss sich in den Sarg legen, der dann verschlossen wird. Er muss die Nacht hindurch im Sarge liegen bleiben. Nun erscheint ihm der Teufel in seiner schrecklichsten Gestalt und nimmt ihm den Eid ab, dass er weder Gott noch der Kirche glauben werde, sondern allein dem Teufel; er lässt ihn auf Gott fluchen und versprechen, stets dessen Feind zu sein. Darauf muss der Betreffende mit seinem eigenen Blute ein Schriftstück unterzeichnen. Am nächsten Morgen kommen die Freimaurer, machen den Sarg auf und befreien das neue Mitglied aus seinem Kerker. Da der Anblick des Teufels zu schrecklich ist, sollen schon viele neu Aufzunehmende den Sarg zertrümmert und Reissaus genommen haben.

Sobald das neue Mitglied dem Sarge entstiegen ist, wird ihm ein Beutel vorgehalten, in dem sich eine Goldmünze, eine Silber-

münze und eine Kupfermünze befinden. Er muss eine von den Münzen greifen, und darnach gestaltet sich sein ferneres Schicksal. Greift er die Goldmünze, so wird er sehr reich; bekommt er die Silbermünze, so wird er weniger reich, und fasst er die Kupfermünze, so bleibt er sein Leben lang ein armer Mann. Von dieser Zeit ab muss ihm der Teufel das Geld zutragen und ihn stets begleiten.

Ein früherer Besitzer in Jaworowo soll ein Freimaurer gewesen sein. Jeden Abend hatte er in seiner Stube mit dem Teufel eine Zusammenkunft. Seine Frau, die nichts davon wusste, trat einmal unverhofft in die Stube, und als sie den Teufel erblickte, fiel sie ohnmächtig zu Boden und starb nach drei Tagen. Diesem Manne musste der Teufel alles erzählen. Diebe waren nie vor ihm sicher, denn er fasste sie stets.

Jedes Mitglied hat sein Bild in dem dunklen Zimmer aufzuhängen. Hat nun der betreffende Mensch Reue über seinen Abfall vom Glauben, so schwitzt sein Bild. Die Freimaurer kommen, stechen mit einer Nadel gerade ins Herz, und in demselben Augenblick muss der Abtrünnige sterben.

Noch einmal die ‚Gräber der Wöchnerinnen‘.

Von Dr. B. Kahle.

Am Schlusse eines interessanten Aufsatzes, in dem er die Sitte bespricht, Wöchnerinnen in ‚stacketter‘ zu begraben (Mitteilungen XIII 101 ff.), fragt M. Hippe, ob sich noch sonstwie Spuren dieses Brauches nachweisen lassen. Ich bin nun in der Lage, dieses tun zu können und gleichzeitig einen Grund anzugeben, der vom Volk zur Erklärung der Sitte angeführt wird. Ich entnehme das Folgende den Mitteilungen eines der Hörer meiner Vorlesung über deutsche Volkskunde, des Herrn stud. chem. H. C. Oltrogge. Es handelt sich um das Dorf Bukedorf in der alten Grafschaft Schaumburg. Mein Gewährsmann schrieb mir unter andern folgendes: ‚Wenn man in Bukedorf den Kirchhof besucht, wird man unangenehm berührt durch den Umstand, dass bei vielen Gräbern an den vier Ecken kunstlose Holzpflöcke eingerammt sind, welche durch weisse Leinenbänder verbunden sind. Es sind die Ruhe-

stätten der ärmeren Frauen, die im Kindsbett gestorben sind. Haben die reicheren Leute die Mittel, ihren Entschlafenen ein Denkmal mit Eiseneinfriedigung errichten zu können, so müssen die ärmeren sich mit jenen weissen Leinenbändern begnügen, um einem Aberglauben Genüge zu leisten, welcher besagt, dass jede Frau, und besonders Mädchen und junge Frauen, in ihrem ersten Kindsbett sterben werden, wenn sie ein solches Grab überschreiten'.

Es sind also auch hier wie in Reichenbach (a. a. O. S. 109) Frauen, die sich vor dem Überschreiten der Gräber zu hüten haben, nur sind hier die Folgen schwerer als dort. Dass der Erde vom Grab einer Wöchnerin unheimliche Kraft zugetraut wird, geht aus dem von Wuttke, Aberggl.³ § 554, Brauch in Böhmen hervor: will ein Mädchen ihren ungetreuen Geliebten strafen, so wirft sie ihm Erde vom Grab einer Wöchnerin an den Kopf.

Spielt bei der Umzäunung des Grabes vielleicht auch der Gedanke mit herein, dass man das Umgehen der Verstorbenen verhindern will? Dass Wöchnerinnen, besonders in den ersten Wochen, wiederkehren, um ihr Kind zu baden oder zu säugen, ist ja weit verbreiteter Glaube (vgl. Wuttke § 748), und ebd. § 766 wird auf einen Fall aus dem 11. Jahrh. hingewiesen: man durchstach die Leiche einer während der Geburt gestorbenen Frau im Grabe mit einem Pfahl, ohne Zweifel, weil man sie für eine Nachzehrerin hielt.

Polnische Märchen aus der Provinz Posen.

Mitgeteilt von A. Szulczewski in Brudzyn.

1. Kałmuk.

Im dänischen Kriege 1864 wurde nicht nur auf dem Lande, sondern auch auf dem Meere gekämpft. Ein preussisches Schiff, das am Kampfe beteiligt gewesen war, wurde eines Tages vom Sturme erfasst und weit ins Meer geworfen. Dort geriet es auf einen Felsen, so dass es nur achtzehn Matrosen gelang, schnell in ein Boot zu springen und darin zu entkommen. Und diese achtzehn Matrosen hatten Glück, denn bald liess der Sturm nach, und sie konnten ruhig weiter rudern. Aber sie hatten keinen Kompass bei sich, und so irrten sie sechs Tage auf dem Meere umher, ohne etwas zu essen. Erst am siebenten Tage bemerkten sie mitten im

Meer eine Insel, welche sie auch bald glücklich erreichten. Sie fanden auf ihr eine Menge der schönsten Früchte, aber weil sie sie nicht kannten, assen sie sie nicht, aus Furcht, sie könnten giftig sein, und nährten sich von Wurzeln. Am dritten Tage wagten sie sich in das Innere der Insel, nachdem sie vorher ihr Boot gut verwahrt hatten. Sie kamen an eine Erdhöhle, deren Eingang durch einen mächtigen Stein verdeckt war. Sie waren hocherfreut, hier Menschenspuren im Sande zu finden. Da sie aber nicht in die Höhle hinein konnten, auch nicht wussten, wer die Bewohner der Insel waren, so versteckten sie sich in einem Busche, um zu warten, bis jemand käme.

Sie brauchten auch nicht lange zu warten, da kam ein riesig grosser Mann herbei. Derselbe hatte auf der Stirn nur ein einziges Auge von der Grösse eines Tellers; auf der Achsel trug er einen Baumstamm, und hinterher folgte eine Schafherde. Vor der Höhle blieb er stehen und warf den Baumstamm hin, dass die Erde nur so erdröhnte. Darauf entfernte er mit einer Hand den Stein vor dem Eingange und liess die Schafe in die Höhle hinein. Jetzt zerschlug er den Baumstamm an dem Steine, trug die Stücke in die Höhle und zündete in der Mitte derselben ein Feuer an.

Die Matrosen hielten Rat, was sie tun sollten. Obgleich sie alle von Furcht vor dem Riesen erfüllt waren, so blieb ihnen doch weiter nichts übrig, als ihn um Hilfe zu bitten. Der älteste Matrose wurde zum Sprecher gewählt, und so gingen sie alle zusammen in die Höhle. Als sie vor dem Riesen standen, verschloss dieser die Höhle schnell mit dem Steine, so dass sie nicht mehr zu entkommen vermochten. Alsdann schnalzte er mit der Zunge und sah sich die Matrosen einen nach dem andern genauer an. Der Sprecher sagte nun einen schönen Gruss und bat ihn um Hilfe in so beredter Sprache, dass er damit einen Stein hätte erweichen müssen. Als er geendet hatte, sagte der Riese: „Ich heisse Katmuk und werde euch alle auffressen“. Auf diese Worte hin fielen sie alle auf die Knie; der Riese aber ergänzte seine Worte noch dadurch, dass er sagte, er werde das erst in einigen Tagen tun können, weil sie noch zu mager seien. Doch um gleich den Anfang zu machen, nahm er zwei von ihnen, zerriss sie mit den Händen in Stücke, briet sie am Feuer und verzehrte sie. Darauf trank er ein paar Kübel voll Schafmilch, legte sich auf sein Lager und schlief ein.

Die Matrosen verlebten eine schwere Nacht. Sie konnten keinen Ausgang aus der Höhle finden, und von dem vielen Käse, der dort lag, konnten sie nicht essen, denn in der Todesangst hatte sich bei ihnen der Hunger und Durst verloren. Am nächsten Morgen stand der Riese frühzeitig auf, trank mehrere Kübel Schafmilch, verschluckte eine Unmenge Schafkäse und trieb dann die Schafe hinaus, den Eingang der Höhle gut hinter sich verschliessend. Als er am Abend heimkehrte, ass er wieder zwei von den Matrosen auf. Darüber machte ihm der Sprecher Vorwürfe. „Wie heisst Du?“ brüllte ihn der Riese darob an. „Ich heisse Nichts“, antwortete der Matrose. „Gut“, versetzte darauf der Riese, „Du, Nichts, wirst am Ende verzehrt werden“.

So wurden jeden Abend zwei Matrosen mehr ins Jenseits befördert, so dass zuletzt nur noch ihrer vier Stück übrig blieben. Als nun der Riese wieder zwei verzehrt hatte, legte er sich, wie gewöhnlich, auf sein Lager und schlief ein. Auf dem Herde brannte an einem Ende eine lange Stange. Diese nahmen die vier Matrosen und stiessen dem Riesen mit dem brennenden Ende sein eines Auge aus. Wie ein Löwe brüllte der Riese auf und lief in der Höhle umher, den Nichts rufend. Die Matrosen versteckten sich unter die Schafe, so dass er sie nicht finden konnte. Auf sein Geschrei kamen die anderen Riesen der Insel herbei und fragten ihn, warum er so brülle und wer ihm ein Leid angetan hätte. „Nichts hat mir das getan“, antwortete ihnen Kalmuk. Als die andern das hörten, verstanden sie ihn nicht und gingen kopfschüttelnd davon.

Weil nun sein Suchen ohne Erfolg war, wälzte der Riese den Stein vor dem Eingange weg, stellte sich in diesen und liess die Schafe einzeln heraus; so, glaubte er, würden ihm die Matrosen nicht entkommen können. Aber die Matrosen hüllten sich in Schaffelle ein und kamen in diesen heraus; nur Nichts gebrauchte eine andere List: er hielt sich dem Leithammel am Bauche fest. Doch wäre ihm das fast verderblich geworden, denn gerade den Leithammel hielt der Riese an, und er klagte ihm sein Leid und schwur dem Nichts bittere Rache. Erst als er ihn losliess, atmete Nichts auf und lief mit den andern Geretteten an den Strand. Hier fanden sie ihr Boot wieder und fuhren damit in das offene Meer. Bald wurden sie von einem Schiffe bemerkt und mitgenommen. So kamen sie glücklich wieder in ihre Heimat.

Erzählt vom Gärtner Urbaniak in Brudzyn; er nannte aber den Riesen Krowi puk, d. i. Kuhpuck. Den Namen Kałmuk, d. i. Fresser, menschenfressender Riese, hörte ich in Kujawien, wo mir das Märchen — natürlich ist es die Sage von Polyphem — ebenfalls erzählt wurde. Der Name Kuhpuck entspricht, wie Herr Professor O. Knoop in Rogasen meint, dem deutschen Kobold, der slawisch z. B. bei den Masuren kołbuk genannt wird (Toeppen, Aberglauben aus Masuren S. 16), und daraus ist dann durch Missverständnis erst ein krowi puk geworden (poln. krowa, Kuh).

2. Die Wunderflasche.

In einem Dorfe bei Skokken lebte ein Mann, eine Seele von Mensch, wie man zu sagen pflegt, der mehr auf andere bedacht war als auf sich selbst. Und weil er eine Frau und mehrere Kinder und sonst nichts mehr als eine Kuh hatte, so gehörte er zu denen, die nicht viel in den Mund haben, und bei denen die Armut ein häufiger Gast ist; und weil die Kinder nach Brot schrieten, so entschloss sich der Mann zuletzt, seinen Milchspender, die einzige Kuh, zu verkaufen.

Es war gerade zu der Zeit Jahrmarkt in Rogasen, und so nahm der Mann die Kuh an den Hörnern und zog mit ihr hinaus auf die Landstrasse, die nach Rogasen führte. Wie er nun so dahinschritt und in Gedanken den Haufen Geld nachzählte, den er bei einem guten Handel erhalten würde, und auch an den guten Trunk dachte, der den Handel besiegeln sollte, kam er an die Stelle, wo der Landweg von Schokken in die Chaussee nach Rogasen einmündet, und wo sich abseits ein kleines Kiefernwäldchen befindet. Er sieht auf und erschrickt fast, denn nicht weit von ihm, nur einige Schritte vom Wege entfernt, steht auf dem Felde ein grosser Mann mit einem mächtigen Knüppel in der Hand und einem breitrempigen Hut auf dem Haupte. Unwillkürlich blieb er stehen, so dass der Fremde Zeit fand, an ihn heranzutreten und ihn anzusprechen. Er fragte, wohin er die Kuh führe und wieviel Geld er für sie haben wolle. Der Mann wusste nicht viel zu antworten, denn den Preis hatte er sich noch nicht festgelegt, den würde ja der Handel mit sich bringen. Doch der Unbekannte liess ihn gar nicht ausreden, sondern bot ihm für die Kuh eine

gewöhnliche leere Flasche, welche er aus seiner Hosentasche zog. Das war dem Manne denn doch zu arg, dass man ihm für seine Kuh bloss eine leere Flasche bot. Der Zorn überkam ihn und mochte auch wohl auf seinem Gesichte zu sehen sein, und so beeilte sich der Fremde zu erklären, dass die Flasche eine Wunderflasche sei. Wenn er die besitze, so brauche er nur die Stube zu reinigen, die Flasche auf den Tisch zu stellen und zu befehlen: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Er würde dann staunen, was da alles zum Vorschein kommen werde. Der Mann ward neugierig, und die Beredsamkeit des Unbekannten bestach ihn so sehr, dass er ihm die Kuh gab und mit der leeren Flasche den Rückweg einschlug.

Die Frau war nicht wenig verwundert, als der Mann schon nach so kurzer Zeit wieder nach Hause kam. Sie fragt ihn nach dem Brot, das er mitbringen sollte, aber er hatte nichts bei sich; sie forschte nach dem Gelde für die Kuh, aber er hatte kein Geld, sondern nur eine leere Flasche. Und als er ihr von dem Tausch erzählte, wurde sie giftig und schimpfte, was sie konnte, nannte ihn einen liederlichen Menschen und Säufer, und zuletzt verliess sie die Stube und ging in den Garten, um zu jäten. Und als die Kinder sahen, dass sie keine Semmel bekamen, folgten sie der Mutter. So blieb der Mann allein, und das war ihm sehr erwünscht, denn er wollte die Flasche gleich auf ihre Wunderkraft prüfen. Um nicht gestört zu werden, verriegelte er die Tür und stellte dann die Flasche auf den Tisch, und nachdem er, wie ihm befohlen war, etwas mit dem Besen herumgefeigt hatte, befahl er der Flasche: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Und siehe da, im selbigen Augenblick kam ein Diener aus der Flasche und hinterher ein Koch in weissem Anzuge. Diese deckten den Tisch mit weissem Linnen und stellten Teller und Gläser mit Braten, Wein und verschiedenen anderen Leckerbissen darauf, dass dem Manne das Wasser nur so im Munde zusammenlief. Auch Gabel und Messer lagen dabei, und der Mann brauchte sich nur hinzusetzen und nach Herzenslust all die schönen Sachen verzehren; und das tat er auch, ohne lange Umstände zu machen, denn er war hungrig. Als er gesättigt war, wurde der Tisch von dem Diener abgeräumt, und alles verschwand wieder in der Wunderflasche.

Inzwischen wurde es der Frau draussen zu langweilig; auch sie fühlte Hunger und wunderte sich nicht wenig, dass ihr Mann

so lange in der Stube drinnen verblieb. Sie schickte ein Kind hin, das sehen sollte, was der Vater treibe; als dieses aber die Tür verschlossen fand, kehrte es zurück, und nun ging die Frau selbst hin. Auf ihr Klopfen öffnete der Mann. Da die Frau wieder zu schimpfen anfang, so wurde auch er jetzt grob und befahl ihr zuletzt kurzerhand, die Stube auszufegen. Die Frau glaubte, bei ihrem Manne sei es nicht recht richtig im Oberstübchen, denn die Stube war frühmorgens gereinigt, aber weil er das mit Ungestüm verlangt hatte, so tat sie es doch, wenn auch widerwillig. Das besänftigte den Mann. Er befahl ihr, sich zu setzen, und auch die Kinder mussten Platz nehmen. Als dies geschehen war, sagte er zu der Flasche: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Und wieder kamen der Diener und der Koch und stellten vor jeden die schönsten Speisen hin, wie sie die Frau in ihrem Leben noch nicht gesehen, geschweige denn gekostet hatte. Seit diesem Tage war die Familie jeder Sorge um das tägliche Brot überhoben, denn die Flasche besorgte, was gewünscht wurde. Weil aber nun die Frau in ihrem Überflusse das Brot nicht achtete, das ihr früher oft gefehlt hatte, so wurde sie bestraft.

Nach einiger Zeit nämlich war Ablass im Dorfe, und der Mann lud seine Verwandten ein, sich bei ihm einzufinden; er wolle sie schon gut bewirten. Es fanden sich auch recht viele ein. Als sie in die Stube kamen, war kein Feuer auf dem Herd, und auf dem Tisch stand nur eine leere Flasche. Da sagte der Bruder des Mannes zu den andern Gästen: „Seht, wozu uns der Bruder eingeladen hat! Ich habe es ja aber immer gesagt, dass er ein Habenichts ist“. Der Mann jedoch bewillkommnete seine Gäste aufs freundlichste und bat sie, sich an den Tisch zu setzen, an dem er auch mit Frau und Kindern Platz nahm. Sie taten es. Darauf sagte der Mann: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Die Gäste machten grosse Augen, als der Diener und der Koch aus der Flasche herauskamen und jedem die besten Speisen fertig hinstellten und Messer und Gabel dazulegten. Und alle liessen es sich wohl schmecken. Als sie sich gesättigt hatten, standen sie auf, und in Gruppen zerstreut standen sie in der Stube umher und plauderten von alten Zeiten. Da sagte der Bruder des Mannes zu seiner Frau: „Du, lauf schnell nach Hause und bringe eine gleiche Flasche mit, wie die, die auf dem Tisch steht!“ Und die Frau ging fort und brachte das Gewünschte, und weil der Weg

bis zu ihrer Wohnung nur kurz war, so fiel es keinem weiter auf, dass sie fortgegangen war. Und der Bruder nahm die Flasche und vertauschte sie mit der auf dem Tische. Keiner merkte das, denn sie waren alle beim besten Sprechen. Nach einiger Zeit verabschiedeten sich die Gäste, und jeder kehrte nach Hause zurück.

Als nun der Mann am nächsten Morgen befahl, die Flasche solle ihre Schuldigkeit tun, da tat sie es nicht, und der Mann schob die Schuld an diesem Unglück der Frau zu, während sie wieder ihm die ganze Schuld zuschrieb. So kam Zank und Streit in die Familie. Und weil man im Überflusse alles verschleudert hatte, so musste man wieder von vorne anfangen. Der Bruder aber lebte in Saus und Braus, und alle merkten, wo die Flasche hingekommen war, aber keiner durfte etwas sagen, denn keiner hatte etwas gesehen.

Mit der Zeit ersparte sich der Mann wieder einiges Geld und kaufte sich dafür ein Kalb. Da dasselbe gut gefuttern und gepflegt wurde, so wurde mit der Zeit eine schöne Kuh daraus. Der Mann dachte bei sich: eine hässliche Kuh gibt auch Milch, kostet aber weniger Geld, und so beschloss er, die schöne Kuh zu verkaufen und für die Hälfte des Geldes eine andere zu kaufen. So führte er denn die Kuh wieder auf den Rogasener Jahrmarkt. Als er zu der Stelle gekommen war, wo er einst seine Kuh so vorteilhaft verkauft hatte, sah er wieder den Unbekannten stehen. Jetzt hatte er keine Furcht mehr, sondern rief ihn selbst herbei und fragte ihn, ob er noch eine solche Flasche bei sich habe; er wolle ihm wieder seine Kuh dafür geben. Und wirklich hatte der Mann eine Flasche, die, wie er sagte, ebenfalls ihre Schuldigkeit tun würde. Der Tausch wurde also vollzogen, und fröhlich wanderte der Mann heim.

Schon von weitem rief er seiner Frau zu, dass er wieder eine Wunderflasche bekommen habe. Als die Frau das hörte, nahm sie schnell den Besen und fegte die Stube aus, und die Kinder konnten die Zeit gar nicht erwarten, bis der Diener wieder mit all den Leckerbissen hervorkommen würde. Und alle hielten den Atem an, als der Vater befahl: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Aber da kam ein Mann aus der Flasche heraus, der hatte eine lange Peitsche in der Hand und fing an, einen nach dem andern zu bearbeiten. Zum Glück war die Stubentür offen, und unter Weinen und Heulen nahmen alle durch diese Reissaus.

Bald darauf lud der Mann wieder alle seine Verwandten ein. Und alle kamen, nicht einer fehlte. Als sie in die Stube kamen, stand die Flasche auf dem Tisch, Frau und Kinder aber waren nicht da. Der Mann begrüßte seine Verwandten recht herzlich und lud sie ein, sich an den Tisch zu setzen. Als dies geschehen war, ging er nach der Tür, als ob er sie zumachen wollte, und rief: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ In demselben Augenblick machte er die Tür auf und entschlüpfte in den Hausflur und hielt die Tür von aussen fest verschlossen. Das Geschrei der Zurückgebliebenen sagte ihm, dass die Flasche ihre Kraft noch nicht verloren hatte. Die meisten Prügel bekam der Bruder. Der bat, die Tür zu öffnen; er werde auch gleich die andere Flasche bringen, die er damals gestohlen habe. Als er dies in Gegenwart aller versprochen hatte, öffnete der Mann die Tür, und alle Verwandten liefen spornstreichs nach Hause. Der Bruder aber brachte die gestohlene Flasche und gab sie dem Manne zurück.

Seit dieser Zeit lebte der Mann wieder im Überfluss, und wenn er nicht gestorben ist, so muss er noch irgendwo bei Rogasen zu finden sein.

Erzählt vom Gärtner Urbaniak in Brudzyn.

3. Rokita und der Schafhirt.

Einst lebte ein armer Mann, der auf einem Gute die Schafe hütete. Er musste die Schafe ziemlich weit austreiben. Seine Frau brachte ihm tagtäglich das Essen auf das Feld und legte es unter einem Strauche nieder. Es bestand stets aus einem in der Asche gebackenen Kuchen. Eines Tages war der Kuchen, den die Frau ihm gebracht hatte, verschwunden. Alles Suchen war vergebens. Aber der fromme alte Mann fluchte und schimpfte nicht, sondern sagte: „Wer ihn genommen hat, der mag ihn behalten in Gottes Namen“. Und er kümmerte sich nicht weiter darum.

Den Kuchen hatte aber ein junger Teufel genommen. Dieser Teufel, Rokita genannt, war zum erstenmal auf Raub ausgezogen, und der Raub war ihm auch gelungen, weil er den Hirten nicht hatte zum Fluchen bewegen können. Wie er nun vor den Teufelsfürsten trat, zankte dieser ihn ordentlich aus und gab ihm zur Strafe auf, dem Hirten dafür ein halbes Jahr zu dienen.

Am nächsten Tage kam ein ärmlich gekleideter junger Mann zu dem Hirten und bat ihn, ihn in Dienst zu nehmen. Der

Hirt sagte ihm, er habe gar keinen Diener nötig, könne auch keinen ernähren und bezahlen, da er für sich und seine Frau kaum selbst genug zum Leben habe. Der junge Mann aber — es war der junge Rokita — sagte, er wolle keine Bezahlung haben; er solle ihn nur aufnehmen. Und da auch die Frau des Schäfers ein gutes Wort einlegte und meinte, er könne ja das Mittagessen auf das Feld bringen, damit es nicht wieder gestohlen würde, liess er sich bereden, den jungen Rokita zu behalten. Wer er war, wusste er natürlich nicht.

Der junge Rokita ging nun täglich aufs Feld und brachte dem Alten das Mittagbrot. Eines Tages, als der Schäfer einen Hund mitnehmen wollte zum Hüten, sagte der Junge, das sei ganz unnütz. Der Alte liess ihm den Willen, war aber neugierig zu sehen, wie er ohne Hund die Schafe zusammenhalten würde. Doch Rokita pfiß nur, und die Schafe kamen sofort zusammen. So machte er dem Schäfer die Arbeit des Hüten leicht.

Jetzt kam der Winter heran. Der Hirt wollte den Jungen entlassen, doch auf Zureden seiner Frau behielt er ihn noch. Eines Tages fuhren sie in den Wald, um Holz für den Winter nach Hause zu schaffen. Sie nahmen einen kleinen Handwagen mit sich. Im Walde wollte der Alte dürre Zweige sammeln oder von den Bäumen abbrechen. Da lachte Rokita und sagte, so könnten sie ein paar Jahre Holz sammeln, ehe sie für den Winter genug hätten; und er fasste die Bäume, rüttelte sie und riss sie aus. So rodete er fast den halben Wald aus. Die ausgerissenen Bäume brachte er nach Hause. Sie hatten jetzt Holz genug.

Darauf sagte der Junge zum Hirten: „Wir können doch nicht so faullenzen. Geht zum Herrn und sagt ihm, dass wir ihm das ganze Getreide ausdreschen wollen. Dafür sollt ihr nur einen Sack voll Getreide verlangen“. Der Hirt ging zum Gutsherrn und sagte ihm das, aber der lachte darüber, weil er einen Scherz vermutete. Doch ging er darauf ein. Die beiden gingen in die Scheune. Der Alte hiess den Jungen nach oben gehen und die Garben herunterwerfen. Rokita wollte es etwas schnell machen, aber der Alte befahl ihm, die Garben langsamer zu werfen, denn so schnell könne er sie nicht aufbinden und ausbreiten. Das war aber dem Rokita zu langweilig. Er kam herunter und sagte: „Väterchen, geh Du nach oben; ich werde hier schon alles besorgen“. Er nahm eine Garbe nach der andern in die Hand, schüttelte sie, und nicht ein

einziges Getreidekörnchen war mehr im Stroh zu finden. In wenig Stunden war alles fertig, doch Spreu, Getreide, Lupinen, Erbsen und alles andere auf einem Haufen. Der Alte war nun besorgt, wie das wohl gesondert werden könne. Der Junge beruhigte ihn aber und liess ihn die Scheunentore aufmachen. Dann stellte sich Rokita an ein Scheunentor und fing an zu pusten. Zum grossen Erstaunen des Alten wurde alles gesondert: die Spreu lag auf einem Haufen, Erbsen, Lupinen und alle Getreidearten lagen auf ihrem Haufen besonders. Der Alte und der Herr machten ein erstauntes Gesicht, und erfreut darüber, das alles so schnell ausgedroschen war, sagte der Herr zu dem Schäfer, er solle sich einen grossen Sack voll Getreide für seine Arbeit nehmen. Währenddessen hatte Rokita die Schäferfrau in die Stadt nach Sackleinwand geschickt. Diese brachte auch so viel, dass es wohl für zehn Säcke gereicht hätte, aber Rokita sagte, das wäre viel zu wenig, und er liess sich alles Geld geben, das der Schäfer hatte, und kaufte einen guten Getreidewagen voll Leinwand. Aus all dieser Leinwand musste die Frau einen ungeheuren Sack machen. In den schüttete der Junge fast alles Getreide hinein. Mit Leichtigkeit schleppte er zur Verwunderung des Alten und zum Ärger und Zorn des Herrn den Sack fort, und als dieser ihm Vorwürfe machte, da sagte er lachend, er habe ja dem Schäfer einen Sack voll, den er tragen könne, versprochen. Aus Wut schickte nun der Herr einen wilden Stier los, damit er den Schäfer und den Rokita ordentlich zurichten solle. Der Schäfer bekam Angst, doch der Junge lachte und sagte: „Unser Herr ist gut. Sieh, er schickt uns sogar noch Fleisch dazu“. Und damit fasste er den Stier bei den Hörnern, brach ihm das Genick und legte ihn oben auf den Sack. Jetzt hatte der Schäfer genug Fleisch und Getreide. Er verkaufte das Getreide und wurde so ein reicher Mann.

Jetzt erst durfte Rokita in die Hölle zurückkehren, und er sagte dem Schäfer, dass er ihn verlassen müsse. Der aber wollte ihn nicht fort lassen, da sie ja jetzt genug zu leben hätten. Schliesslich aber liess er ihn doch gehen, und nun erst offenbarte ihm Rokita, wer er sei und warum er zu ihm gekommen wäre. Dann verschwand er plötzlich und liess den verdutzten Schäfer stehen.

Erzählt vom Schneidermeister P. Mucha in Rogasen.

Rokita ist der Name eines polnischen Teufels, s. Hessische Blätter für Volkskunde IV, 32.

Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

III. Krankheiten, Tod und Begräbnis; das Leben nach dem Tode¹⁾.

1. Wenn man eine Schale von einem Apfel oder ähnlichem über den Kopf wirft und es entsteht eine Zahl daraus, so gibt diese an, wie lange man leben wird.

2. Viele abergläubische Landleute stellen in der Silvesternacht eine Schüssel mit reinem Wasser auf den Tisch; dann wirft man ein möglichst blankes Geldstück mit der scharfen Kante in das Wasser. So oft das Geldstück bei diesem Werfen in der Schüssel liegen bleibt, so lange wird man noch leben. Springt es aber heraus, so bedeutet das den Tod.

3. Wenn man wissen will, wie lange man leben wird, so muss man den Kuckuck darnach fragen; so oft er darauf antwortet, so viele Jahre wird man noch leben (deutsch und polnisch; vgl. mein „Volkstümliches aus der Tierwelt“, Nr. 241 und 242).

4. Wenn man von Kuchen träumt, wird man krank.

5. Wenn in der Karwoche Wäsche gewaschen wird, so entsteht in dem betreffenden Hause Krankheit (Gnesen).

6. Mit der ersten Erdbeere, die man im Frühjahr oder Sommer findet, soll man sich die Füße (auch die Hände) einreiben; das schützt vor Frostbeulen (Kujawien).

7. Wenn man die ersten Kornblüten sieht, soll man sie mit den Lippen von der Ähre abstreifen und verschlucken; man bekommt dann das ganze Jahr hindurch kein Fieber (deutsch und polnisch).

8. Am Palmsonntag werden drei geweihte Palmenkätzchen verschluckt; die Leute glauben, dass sie dann vor Krankheiten sicher sind (allgemein polnisch).

9. Wenn man Fischschuppen über einen Weg giesst, bekommt man einen Ausschlag.

10. Kinder sollen nicht mit Feuer spielen, sonst werden sie ins Bett nassen (allgemein).

¹⁾ Die nicht durch Ort oder Kreis bezeichneten Stücke sind deutschen, die übrigen polnischen Ursprungs.

11. Wenn Kinder ins Bett nassen, soll man sie mit dem Pferdehalfter durchprügeln. Das hilft gewiss, denn dem betreffenden Kinde erscheint dann regelmässig der Halfter und warnt es (Kujawien).

12. Die Kinder nehmen häufig brennende Holzstücke oder Holzscheite in die Hand und schlagen damit, indem sie sich schnell herumdrehen, einen Kreis. Man sieht alsdann einen feurigen Ring. Da aus diesem Spiel häufig Feuerbrände entstanden sind, so hat man den Kindern diese Spielerei verboten. Man sagt ihnen, sie werden ins Bett nassen, wenn sie solches tun (Kujawien).

13. Blasen auf der Zunge sollen vom vielen Lügen herkommen; sie entstehen auch, wenn jemand ins Feuer speit.

14. Wenn jemand an der Fallsucht leidet, so darf er diejenigen Farben nicht tragen, die ihm am besten zu Gesichte stehen (Kujawien).

15. Am Feste des heiligen Valentin (14. Februar) soll man fasten, dann bekommt man keine Epilepsie (Brudzyn).

16. Mittel gegen die fallende Sucht oder Epilepsie werden vom Volke verschiedene angegeben. So soll derjenige, der an dieser Krankheit leidet, einem andern, der von ihr nichts weiss, in den Herzfinger der rechten Hand stechen, so dass Blut herauskommt. Das beste Mittel soll aber sein, das Hemde von einem solchen Kranken in zwei Stücke zu zerreißen und dieselben auf ein Heiligenstandbild zu hängen. Vor Bożejewice hing einmal ein solches Hemde auf der dortigen Figur. Ein Arbeiter kam vom Felde gefahren. Die Sache kam ihm lächerlich vor, und er hieb mit der Peitsche nach dem Hemde, indem er sagte: „Dummes Weib, könnte das Hemd auch wo anders hinhängen!“ Sobald er nach Hause kam, verfiel er in Krämpfe; er hatte die Epilepsie, und diese ergriff ihn so stark, dass man ihn nach drei Tagen zu Grabe trug (Kujawien).

17. Geschwüre soll man mit Dung aus dem Abort beschmieren, dann verschwinden sie, denn sie ekeln sich davor (Brudzyn).

18. Wenn man von Gebrechen und Geschwüren erzählt und will die Stelle am eigenen Leibe zeigen, so sagt man vorher: „Nieprzymierzajac“, d. i. nicht angepasst. Sagt man das nicht, so bildet sich leicht am eigenen Körper ein solches Geschwür (Kujawien).

19. Auf den Feldern findet man oft einen weissglänzenden Kiesel, welcher der ustrał genannt wird. Den soll man in die

Hand nehmen, anspucken und hinter sich werfen. Tut man das nicht, so bekommt man den ustrał am Finger, ein böses Geschwür. Um dasselbe zu vertreiben, muss man Pulver darauf schütten und dieses anzünden. Das Geschwür wird alsdann mit abgeschossen, und die Stelle heilt zu (Kujawien).

20. Wenn man Geschwüre, Geschwülste, Venen, Warzen oder dgl. hat und diese gern loswerden möchte, soll man heimlich irgendwoher (z. B. aus der Küche) ein Stückchen Fleisch, am besten rohes, nehmen, hiermit die betreffende Stelle am Körper dreimal bestreichen und dazu sprechen: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes“. Dann vergrabe man das Stückchen Fleisch unter der Dachtraufe. Sobald es zu faulen anfängt, verschwindet auch nach und nach der Fehler am Körper. Man muss aber, damit dies Sympathiemittel hilft, folgendes beobachten: Das Amen nach der Anrufung Gottes darf nicht gesagt werden; es muss ferner in aller Stille geschehen, nicht dabei gesprochen werden, und niemand darf das Vergraben des Fleisches sehen. Auch darf man niemandem davon etwas erzählen.

21. Ähnlich kann man einen Fehler am Körper wegbringen, wenn man die zu heilende Stelle mit der Hand eines kürzlich Verstorbenen dreimal bestreicht und dazu spricht: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des hl. Geistes — ohne jedoch Amen hinzuzufügen. Man darf auch hiervon niemandem etwas erzählen.

22. Wenn jemand ein Gerstkorn hat, so soll er, um es zu verlieren, es kurz vor Sonnenuntergang dreimal überstreichen, oder er soll dreimal mit einer Sichel ein Kreuz darüber machen (Kujawien).

23. Wenn jemand ein Gerstkorn hat, soll eine Person vor die Tür seines Hauses gehen und sagen: Du hast ein Gerstkorn am Auge. Die kranke Person soll darauf antworten: Du lügst, mein Prophet. Dies muss dreimal gemacht werden (Kujawien).

24. Wenn einer Kopfweg hat, so muss man ihm den Kopf reiben, dann wird er gesund.

25. Der Krebs soll die Ursache des gleichnamigen Geschwüres sein. Stirbt er nämlich auf dem Lande, so verwandelt sich seine Farbe in Giftstoffe, die dann, durch Fliegen auf den Menschen übertragen, dieses Geschwür bilden (Kujawien).

26. Wer an Rheumatismus leidet, soll drei Kastanien in der Hosentasche tragen, das hilft.

27. Der Schlucken oder das Aufwerfen soll ein Zeichen dafür sein, dass man von jemand beklatscht wird. Man soll dann auf die Person raten; trifft man sie, so hört das Aufwerfen auf (Kujawien).

28. Wenn man einem die Warzen abzählt, bekommt man selbst welche.

29. Warzen vertreibt man dadurch, dass man einen Zwirnsfaden nimmt, darein so viele Knoten macht, als man Warzen hat, und ihn dann an einen Ort legt, wo er schnell verfault. Wenn der Faden verfault ist, fallen die Warzen ab.

30. Wenn abnehmender Mond ist, soll man zu dem Monde sprechen: „So wie du abnimmst, lass auch meine Warzen abnehmen“. Dasselbe soll man dreimal sprechen. Oder man soll, wenn ein Begräbnis vorüberzieht, an eine Waschschüssel gehen und die Warzen mit Wasser benetzen, wobei man dreimal sprechen soll: „Todes Grab, wasche doch meine Warzen ab“.

31. Der Weichselzopf wird noch hier und da angetroffen. Manche schneiden sich denselben am ersten Osterfeiertage ab; sie legen ihn dann am Wege hin, und darauf legen sie ein Geldstück. Wer dieses Geldstück aufhebt und sich aneignet, auf den geht der Weichselzopf über, und der andere ist ihn los (Pakosch).

32. Wenn alte Weiber Weichselzöpfe haben, so schneiden sie sie am ersten Osterfeiertage ab und tragen sie unter den Zaun des Nachbarn. Dadurch wollen sie die Weichselzöpfe zwingen, in das Haus des Nachbarn überzugehen (Kr. Hohensalza).

33. Die Haarzotten bekommt man, wenn man einen kahlen Menschen verspottet, oder wenn man übermütig ist, weil man selbst schöne Haare hat (Czerleino, Kr. Schroda).

34. Um sich von der Haarzotte zu befreien, soll man sich die Haare vom Kopfe abscheren und zu diesen Hundehaare hinzutun. Diese Mischung soll man am Pfingstfeste vor Sonnenuntergang unter einer Božemenke vergraben (Czerleino).

35. Wenn die Hexe jemandem etwas anhaben will, so setzt sie ihm den Weichselzopf auf. In der Montwy badete eines Tages ein Mann und sah einen Weichselzopf auf dem Wasser schwimmen. Er nahm denselben und fand einen Groschen darin eingewickelt. Diesen trug er in die Kirche und warf ihn in den Opferkasten. Hätte er dies nicht getan, so hätte er den Kranken nicht heilen können, und hätte er den Groschen behalten, so würde er selbst den Weichselzopf bekommen haben (Kujawien).

36. Hat jemand Zahnschmerzen, so kann er dieselben vertreiben, wenn er beim Mondenschein dem Mond entgegengeht und die Formel spricht: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des hl. Geistes.

37. Wenn man heftige Zahnschmerzen hat, dann soll man die Blüten mehrerer Kräuter verbrennen und den Rauch durch den Mund einatmen.

38. Gegen Bleichsucht hilft Stockrose, gegen Gelbsucht Mohrrübe, gegen Schwindsucht Königskerze. Deshalb weiht man auch diese Pflanzen am Feste Mariä Himmelfahrt. Überhaupt werden an diesem Feste in der Kirche Kräuter geweiht, die dann gegen die verschiedensten Krankheiten bei Menschen und Tieren Verwendung finden (Kujawien).

39. Wenn jemand infolge von Hexerei krank geworden ist, so soll man den Zipfel des Deckbettes der Frau, die man für die Hexe hält, abschneiden und in den Schornstein hängen. Hilft dies nicht, so soll man drei dreieckige Papierblätter nehmen, zwei schwarze und eins halb rot und halb blau, und diese in den Schornstein hängen. Wenn dann die Hexe wie gewöhnlich durch den Schornstein hereinkommt, so werden ihr die Augen ausgerissen und die Zähne ausgebrochen, so dass sie nicht mehr sehen und sprechen kann (Jankowo bei Gnesen).

40. Wenn man das Hemde eines Menschen, der mit einer schweren und grässlichen Krankheit (z. B. Krämpfen) behaftet ist, verbrennt und die Asche um Mitternacht ganz allein auf einem Kreuzwege vergräbt, so soll sich die Krankheit verlieren oder doch wenigstens gelindert werden.

41. Kranke, die mit unheilbaren Krankheiten behaftet sind, sammeln bei den Leuten Geld ein und lassen dafür eine Messe lesen, was helfen soll (Brudzyn).

42. Wenn man von Wäsche träumt, so wird jemand sterben.

43. Wenn jemand träumt, dass ein Balken bricht, so wird jemand aus der Familie sterben.

44. Priester im Ornat bedeuten im Traum einen Todesfall in der Familie (Brudzyn).

45. Wer eine blaue Ader über der Nasenwurzel hat, stirbt bald (Kujawien).

46. Wenn man bei seinem Schatten keinen Kopf sieht, so stirbt man.

47. Wenn man sich am Abend die Hände ansieht, so erkrankt oder stirbt jemand aus der Verwandtschaft.

48. Wenn man vom heiligen Abend bis zum Silvesterabend nicht niest, so stirbt man bald.

49. In der Gegend von Grätz besteht bei den (polnischen) Leuten der Glaube, dass, wenn man in der Silvesternacht zwischen 11 und 12 Uhr dreimal um das Haus geht und dann durch ein Fenster in den ersten besten dunklen Raum hineinsieht, man diejenige Person aus der Familie sieht, welche in dem folgenden Jahre sterben soll. Oft ist es vorgekommen, dass jemand sich selbst in den dunkeln Scheiben sah und darauf vor Schreck wirklich starb.

50. Wenn man in der Neujahrswoche Wäsche hat, so wird in demselben Jahr eine Leiche im Hause sein.

51. In der Neujahrsnacht darf keine Wäsche auf dem Boden hängen, sonst gibt es einen Todesfall.

52. Geht man in der Neujahrsnacht durch eine Stadt oder ein Dorf und sieht auf einem Hause einen Sarg stehen, so wird in dem Jahr in dem betreffenden Hause jemand sterben.

53. An Marienfesten soll man sich nicht die Fingernägel beschneiden, sonst stirbt man bald (Kujawien).

54. Vor Gericht beobachten die Leute einen Schwörenden und passen auf, ob er im Gesicht rot wird. Geschieht das, so ist das ein Beweis dafür, dass er einen Meineid geleistet hat. Man sagt von diesem, dass er innerhalb eines Jahres „krepieren“ wird (Brudzyn).

55. Wenn grosser Sturm wütet, so dass die Äste von den Bäumen brechen, so hat sich jemand erhängt.

56. Wenn ein grosser Sturm anhält, so hat sich gewiss ein Jude erhängt (Czerleino).

57. Wenn in der Nacht der Holzwurm in alten Möbeln bohrt, so steht in dem Hause ein Todesfall bevor (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 117, 118).

58. Wenn ein Maulwurf im Hausflur aufstösst, so ist ein Todesfall zu erwarten (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 278—280).

59. Wenn ein Hund Löcher kratzt, stirbt jemand (Kr. Czarnikau).

60. Wenn ein Hund anhaltend gegen ein Haus heult, so stirbt

bald jemand darin (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 171, 176—179).

61. Wenn eine Henne kräht, stirbt jemand (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 139—146).

62. Liegt jemand krank zu Bett und es brennt dabei die Lampe im Zimmer, so wird der Kranke sterben, wenn ein Nachtfalter oder ein anderes Insekt an die Lampe heranfliegt.

63. Wenn 13 Menschen am Tische sitzen, so bedeutet das ein Unglück oder es stirbt jemand von ihnen. Es heisst auch, dass gerade die Person stirbt, welche unter einem Spiegel sitzt.

64. Nach Sonnenuntergang darf man den Kehrriech nicht aus dem Hause auf den Hof tragen, sonst wirft man das Glück aus dem Hause oder, wie viele sagen, man wirft jemand aus der Familie hinaus, d. h. jemand aus der Familie stirbt (Kujawien).

65. Der Tod eines Verwandten oder Familienangehörigen meldet sich vorher an. Das geschieht:

a) wenn man von Hochzeitskleidern träumt;

b) wenn eine Fledermaus ans Fenster fliegt;

c) wenn eine Eule schreit (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 46—50).

d) wenn ein Sperling gegen Abend an das Fenster klopft oder eine Krähe oder ein Rabe ans Fenster kommt;

e) wenn man von längst Verstorbenen träumt;

f) wenn man träumt, dass einem ein oder mehrere Zähne ausfallen, besonders wenn man träumt, dass die Zähne noch dazu vor dem Ausfallen ungewöhnlich lang werden, so dass man den Mund nicht zumachen kann und schreien möchte, aber nicht kann;

g) wenn sich verschiedene Geräusche vernehmen lassen, z. B. als ob ein Glas zerspränge, ein Vogel mit sehr lautem Flügelschlag durch das Fenster flöge, als ob jemand von draussen mit der Faust ans Fenster schlüge, als ob ein Gegenstand zur Erde fiel, als ob jemand durch die Tür hineinkäme, diese auf- und zumachte, trotzdem sie verschlossen oder doch fest zugemacht ist;

h) wenn etwas hinfällt, was bisher festgestanden hat.

66. Wenn man abends in der Stube sitzt und ein Schrank oder eine Kommode knackt, so soll jemand aus der Familie sterben.

67. Hört man hinter dem Glasspindel eine Uhr ticken, so wird jemand in der Familie sterben (Kujawien).

68. Wenn die Uhr mehrere Male zu derselben Stunde stehen

bleibt, so wird jemand aus der Familie oder Verwandtschaft zu derselben Stunde sterben.

69. Wenn der Geistliche bei einem Kranken ist, so brennt ein Kerzenlicht in der Stube. Wenn nach der Erteilung der letzten Ölung die Kerze ausgelöscht wird, so achten die Leute darauf, ob der Rauch nach oben geht oder nach der Tür zu. Geht er nach oben, so wird der Kranke gesund, geht er nach der Tür, so wird er sterben (Wronke).

70. Wenn bei der Totenmesse auf dem Altare ein Licht erlischt, so stirbt noch jemand aus der Familie (Kujawien).

(Schluss folgt.)

Namen polnischer Herkunft aus Klein-Ellguth bei Oels.¹⁾

Von Dr. T. Stäsche.

Angeregt durch den Aufsatz des Herrn Geheimrats und Universitätsprofessors Dr. W. Nehring in Heft 1, 17 ff. (1894/5), den ich vor einiger Zeit wieder gelesen habe, führe ich polnische Namen aus dem Dorfe Klein-Ellguth auf, um sie zu erklären und damit den genannten Aufsatz zu ergänzen oder auch eine Erklärung, wo ich sie nicht fand, bei Mitgliedern des Vereins zu suchen. Ich bin dabei auf die ältesten, urkundlich nachweisbaren Formen zurückgegangen, weil sonst die Erklärung leicht durch die Irrlichter der Phantasie auf Abwege geführt wird. Aus den Namen der beiden Vorwerke wie auch den Familiennamen ergibt sich, dass ein bedeutender Teil der Bevölkerung des Dorfes ursprünglich polnisch war. Unter 39 Familiennamen des Schöffenbuches zwischen 1550 und 1600 fand ich 14 polnische; von Vornamen fand ich allerdings nur drei: *Woitek*, *Tomek* und *Stanisław*. Aber zugleich ergibt sich, dass die Namen grösstenteils schon ins Deutsche umgeprägt sind, dass also am Ende des 16. Jahrh., wahrscheinlich sogar schon um 1570 der Sieg des Deutschtums entschieden war. Dazu stimmt, dass Sinapius (Olsnogr., die er 1707 herausgab, S. 27) K.-E. nicht unter den Kirchen auführt, in denen auch polnisch gepredigt wird. Das dort genannte Elgut ist Fürsten-Ellguth bei Bernstadt.

¹⁾ In gütiger und dankenswerter Weise hat Herr Geheimrat Prof. Dr. Nehring die Korrektur gelesen und wertvolle Bemerkungen beige-steuert. Ss.

1. Ortsnamen.

Zum Dominium Klein-Ellguth bei Oels gehören zwei Vorwerke: die *Kåpse*, auch Kuopse gespr., östlich, bei Neu-Ellguth, die *Glåme* südlich an der Weide, beide an der Grenze von K.-E. und etwa je 5 Kilometer entfernt. Das erstere heisst auf den Karten *Kapitz*, ist aber auf der Homannschen Karte des Fürstentums Oels (Nürnberg 1738) überhaupt nicht angegeben.

Das Wort kommt vom poln. *Kopiec* = Hügel. Das Vorwerk hat aber seinen Namen nicht von der sanften Anhöhe, auf der es liegt, sondern weil hier wahrscheinlich ein Hügel als Grenzmal aufgeworfen war. Noch heute stossen hier die Grenzen von Klein- und Neu-Ellguth wie auch von Vielgut zusammen. Im 16. und noch im 17. Jhd. heissen solche Grenzmale in den Schöppenbüchern und anderen Urkunden Kopizen. So wird im Ölscher Konfirmationsbuche (III n S. 103) die Lage eines Ackerstückes, das mit daraufstehendem Holze 1573 der vielgenannte Schulze Martin Schwarzbach zu K.-E. von den Herzögen Heinrich und Kaul kaufte, mit Hilfe solcher Kopizen beschrieben. Der Acker fing, wie es dort heisset, an „von der Koppiz, welche auf dem Wege, so auf Klein-Ellgotter Teich gehet, aufgeworfen, bis wiedrumb an die andere Koppitz, welches die breite 390 Ellen hat, die lenge aber gehet von denen beiden Kopizen dem aufgeworfenen Graben gleich, bis an Sperligs und Andres Pruckes Garten“.

Solche Koppizen wurden allgemein zur Bezeichnung der Grenzen verwandt. So kauft im Schöppenbuch von K.-E. vom Jahre 1637 ff. Bl. 34 Chr. Regber vom Gute ein Stück Rodeland, das zwischen der Hofewiese und dem Viehtriebe (Schäfertriebe?) liegt, „soweit ihm solches ausgegrenzt und verkopizt worden“.

So heisst also Kåpse soviel als Grenze, und das Vorwerk könnte man als Grenzvorwerk bezeichnen. Sie ist übrigens nicht mit einer der beiden erwähnten Kopizen auf Schwarzbachs Acker zu verwechseln, obwohl man auch zu ihr auf dem Wege kommt, „so auf Klein-Ellguther (jetzt Neu-Ellguther genannt) Teich geht“. Die Kopizen Schwarzbachs sind nach obiger Beschreibung wohl in der Nähe der Schmollner Bache, südlich der Kirchgasse und östlich des Wahls zu denken, denn der Acker reicht bis an Sperligs Garten. Dieser aber ist das heutige Grundstück Nr. 21 (Zohl), wie ich in meinem demnächst erscheinenden Aufsätze über

die Geschichte der Kirchen Klein-Ellguth und Raake in der Ztschr. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens Bd. 40 ausgeführt habe.

Käpse ist übrigens = Kupse, d. i. der Hügel über einer Kartoffel- oder Rübengrube, dann die Grube selbst. Nicht unbeachtet darf bleiben, dass beim Namen *Käpse* wie auch sonst öfter das Volk die richtige, ursprünglichere Form weit besser bewahrt hat als die Amtssprache, die es in Kapititz entstellte. Ganz offenbar hielten die Beamten der herzoglichen Kammer das offene o für ein vom Dialekt der Bauern entstelltes a und begingen einen ähnlichen Fehler, wie der Pastor Hertzog, und wie ihn heute noch viele, besonders unter den Gebildeten begehen.

Nifke, auch Nêfke. So werden Flurstücke im südlichen Teile des Dorfes, dem sogenannten Waldende, benannt, das nachweislich jünger als der nördliche Teil, das Bauerende, ist, und zwar führen m. W. diesen Namen die Äcker westlich vom Dorfe zwischen dem Schäfertrieb und der Dorfstrasse bis etwa an die Einmündung der Förster- oder Säugasse, die zu dem kronprinzlichen Jagdhaus führt, und die Äcker nördlich von der Förstergasse und östlich der Dorfstrasse. Das Wort ist wohl dasselbe wie poln. niwa f. = Feld, besonders Ackerfeld im Walde. Diese Erklärung würde zu der Tatsache stimmen, dass der Wald noch 1738 auf der Homannschen Karte im grossen Bogen von Westen nach Süden und Osten das Dorf umgab, so dass er z. B. schon unmittelbar südlich der Förstergasse begann. Die Namen Rodeland und Püschel zeugen heute noch davon. Die Überlieferung erzählt aber, dass die Kirche ursprünglich unter dem Walde gestanden, d. h. dass der Wald bis an die Kirche herangereicht habe. Jedenfalls weist der Name Waldende auf die Nähe des Waldes hin. So ist Nifke das auf Waldboden angebaute Feld = Rodeland. — Den Namen Nife = niwa führt z. B. auch ein Dorf südlich von Bernstadt, das noch heute unterm Walde liegt.

Was bedeutet ferner *Glume*? Es war früher Schweizerei und dazu durch seine Lage an ausgedehnten Wiesen und Wäldern und dem Weideflusse wohl geeignet. Auf der Homannschen Karte von 1738 heisst es *Chlume Schweizerei*, im Kirchenbuch von 1691 findet sich *Zum Gluming*, aber die Notiz stammt vom Pastor Hertzog in K.-E. (1680—92), der in Dresden geboren war und als Sachse viele Namen nicht verstand und daher nach Gutdünken ummodelte. Im Kirchenbuch von 1766 wird im Verzeichnis der Getauften die

Glymyner Schweizerei genannt. Eine Deutung des Namens *Glume* usw. kann ich nicht geben ¹⁾. Wo kommt der Name sonst in Schlesien vor?

2. Familiennamen.

Bei den folgenden Familiennamen ist die heutige Form immer an erste Stelle gesetzt. Die Abkürzungen bedeuten:

K = Kirchenbuch; es beginnt 1681. S = Ältestes Schöppenburg. U = Urbarium von 1694. — Die hinter dem Buchstaben, d. i. der Abkürzung, stehende Zahl ist das Jahr, in dem die Form vorkommt. Bei S bedeutet die zweite Zahl, die hinter der Jahreszahl in Klammern steht, die Blattnummer.

Gasde und *Gahse*, beide Formen heute nebeneinander. Die Familie *Gahse* ist aber erst in neuerer Zeit in K.-E. aus dem benachbarten Vielguth eingewandert. Der Name der einheimischen Familie *Gasde* wird fast nur *Gäse* gesprochen, also wie der Vielguther Name. Herr Pastor Brüßan in Vielguth war so freundlich, mir auf meine Anfrage mitzuteilen, dass sich im ältesten Kirchenbuche (es beginnt 1629) die Formen *Gasda*, *Gaszda* und *Gasde* finden. Im neuesten Kirchenbuche glaubt er, gelegentlich noch beide Namen nebeneinander, den einen in Klammern, gelesen zu haben; jetzt sei in Vielguth nur noch die Form *Gahse* üblich. — S 1573 (12) *Vitze Gasda*, 1576 (104) *Andreas Gasde*. K 1681 *George Gäsde*. 1683 *Gäse*. U (1694) nur (9 mal) *Gase*. K 1749 *Gaszde*. Die Formen *Gäsde* und *Gäse* stammen von dem oben erwähnten Pastor Hertzog, der als geborener Sachse ohne Verständnis für schlesische Namen war. Die schlesische Aussprache Kaller, Haller, Bär, traten, baten = hochd. Keller, Heller, Bär, treten, beten mag ihn zu der Meinung gebracht haben, dass *Gaszde* und *Gase* nur Formen der schlesischen Aussprache für hochd. *Gäsde* und *Gäse* sind. Ebenso lautete er, wie wir unten sehen werden, *Stasche* in *Stesche* um, hier aber, ohne den Umlaut mit *ä* anzudeuten. Über eine andere willkürliche Namensänderung durch einen Pastor siehe unter Jersemann.

Der Name ist polnisch: *gazda* = Hirt, Schafhirt. In Troppau (Öst.) bedeutet es auch Wirt. In Vielguth, das mit K.-E. zusammen

¹⁾ *glum* scheint verdorben zu sein aus *glën* Schlamm, schlammiger Boden, es könnte aber auch an *glüm* Nichtigkeit, hier Unland, gedacht werden, wenn der Boden in der Zeit der Namengebung vielleicht unbenutzt lag. W. N.

ursprünglich nach Schmollen eingepfarrt war, konnte sich die Schreibung *Gahse* festsetzen, nachdem K.-E. sicher schon um 1540, wenn nicht früher, von Schmollen ausgepfarrt und als selbständiges Kirchspiel mit Raake verbunden worden war. In K.-E. und in Vielguth aber hat sich die gleiche Aussprache erhalten.

*Jârzet*z, gesprochen häufig *Jarsch*âtz, wobei ä lang ist und ihm ein *i* vorgeschlagen wird. Das *sch* ist weich = poln. ż. S 1579 Peter *Jarschitz*, 1595 Peter *Jerschetz* mit Umlaut des *a* unter Einwirkung des folgenden *i*, das nach vollzogenem Umlaut zu *ë* geschwächt ist. Der Umlaut zeugt von vollständig deutscher Behandlung des poln. Namens. U 1694 *Jarsetz* öfter. K 1713 *Jahrsätz*. — J. ist dem Klange nach polnisch. Hängt es mit dem Adj. *jarzący* = sommerlich zusammen? Der Nasal schwindet im schlesischen Polnisch oft fast ganz, z. B. *piekny* statt *piekny*¹⁾.

Jersemann, *rs* gespr. = poln. *rz*, also weiches *sch*. K 1683 (Bapt.): Caspar *Jirschemann*, auch heute öfter so gesprochen. U 1694 unter den 7 Bauern Caspar *Jirsemahne* und Hans *Jirsemahne*. Auch heute zuweilen gespr. *Jirschemân* mit Betonung der ersten oder letzten Silbe. — So deutsch der Name klingt, halte ich ihn doch für die Umdeutung eines polnischen Namens (Volksetymologie); eine Erklärung aus dem Deutschen scheint unmöglich. Zugrunde dürfte liegen eine Form wie *jerzma*, die die deutschen Bewohner des Dorfes sich deutsch zurechtlegten. Poln. *jerzmianka* f. = Sterndolde. Gibt es eine Form *jerzmiana* oder *jerzman*a? Von ihr wäre der Name leicht abzuleiten, dann erklärte sich auch das *e* am Ende in *Jirsemahne*²⁾. Auf ähnliche Weise wie die hier vermutete, dass nämlich *jerzma* zu *Jersemann* wurde, entstand in K.-E. der Name *Miersbach*. Aus Polnisch- (jetzt Gross-) Marchwitz bei Namslau wanderte vor etwa 60 Jahren Friedrich *Miersba*, der in P.-M., wo sein Vater Friedrich oder Michael als Inwohner lebte, 1814 geboren war, in K.-E. ein und hiess hier, in dem ganz

¹⁾ Nach dem Wörterbuche der polnischen Mundarten (*Słownik gwar polskich*) von J. v. Karłowicz, Krakau, 1901 ff. I 236 bedeutet *jarzec* Gerste, was auch für Personennamen (als Beinamen) möglich ist. W. N.

²⁾ In dem Namen ist wohl die polnische Umbildung von *Hermann* zu vermuten. In gleicher Weise geht der Laut *H* in *j* über in *Jadwiga* = *Hedvigis*, *Jarostav Jarosz* = *Hieronymus* u. a.; vgl. *jedwab* böhm. *hedváb* Seide. Auch *g* wird zu *j*, z. B. in *Jerzy* = *Georg*. Der Familienname *Jerzmanowski* geht bestimmt auf *Hermann* zurück. W. N.

deutschen Dorfe, fortan *Miersbach*. Er erzählte später, dass diese Namensänderung durch die Pastoren entstanden sei, dass aber sein Vater sich noch *Miersba* geschrieben habe¹⁾. So wird auch der Name des bekannten Adelsgeschlechtes von *Saurma* oder *Sauerma* oft *Sauermann* gesprochen, oder man behauptet, dass der Name ursprünglich *Sauermann* geheissen habe. Vielleicht liegt auch hier das poln. *Surma* = Pfeife zugrunde. Das u könnte dann von den Deutschen in au verwandelt worden sein, wie mhd. zûn, dûme zu Zaun und Daumen wurden. Auch in K.-E. findet sich K 1710 (Mort.) Michael *Saurmann*.

Die Ableitung vom Namen *Hierseemann*, der im nahen Trattaschin Kreis Ohlau vorkommt, ist unwahrscheinlich. Zwar konnte *H* im Polnischen zu *J* werden, wie *Hadwig* zu *Jadwiga* wurde; aber der polonisierte Name wäre von der deutschen Bevölkerung doch als Hierseemann erkannt und so gesprochen worden. Wie wäre es aber endlich zu erklären, dass die polnische Form *Jirsemann* von den deutschen Pastoren oder Einwohnern des Dorfes später in die unverständliche Form *Jerseemann* verwandelt wurde? Dass man das polnische *jerzmana* oder *jerzma* sich als *Jerse-mann* oder als *Jirsche-mann* (im Anklang an *Hirseemann*) zu verdeutlichen und zurechtzulegen suchte, ist begreiflich, aber nicht umgekehrt. Wäre der zweite Bestandteil *mann*, so wäre im Dialekt daraus nur *mön* oder *muon* geworden, nicht aber *mân*.

Jökisch, gespr. *Jöksch* und *Jauksch*. Der Name ist seit etwa 50 Jahren im Dorfe K.-E. ausgestorben, lebt aber noch in der Erinnerung des älteren Geschlechts. 1681 Hans *Jockisch*. U 1694 *Jokisch*, K. 1742 *Jocksch*. Der Name ist wohl polnisch, vielleicht = *Jakob*, also ursprünglich wohl *Jakusch*, später mit der häufigen Trübung des a zu o (pan und schles. pon) und Kürzung zu *Joksch*, das später zu *Jokisch* erweitert wurde. Vgl. *Hanisch* U 1694 und *Hanusch* in der Bernstädter Gegend.

Kohse, gespr. *Koase*, d. i. mit langem o, offenem o, auch *Kuose*. Offenbar polnisch. S (73) — das Jahr habe ich nicht notiert, aber es ist vor 1600 — *Woitek Kosa*. Abzuleiten von poln. *Koza*

¹⁾ Herr Julius Güntzel, der frühere Ortsvorsteher von K.-E., dem ich diese Mitteilung verdanke, hat sie seinerseits aus dem Munde des 1892 in K.-E. verstorbenen Häuslers Friedrich *Miersbach* selbst erhalten. Auch meine Schwester weiss, dass der Name ursprünglich *Miersba* hiess. Gesprochen wurde meist Mirschebach mit weichem sch.

= Ziege, nicht von *Kosa* = Sense, da das *s* heute noch weich gesprochen wird, nicht aber *Kösse*, wie man erwarten müsste. Die Schreibung *Kosa* beweist nichts, da die Schreiber des *S* nur deutsche Rechtschreibung haben, z. B. auch *Gasda*, obwohl poln. *gazda*.

Stäsche, gespr. früher, ehe wir (1873) K.-E. verliessen, nur *Stasche*, und zwar *St* = *Scht*. heute wohl auch *Stäsche*, also ä statt a. Der Name ist heute in K.-E. mehrfach vertreten, früher weit häufiger. Die ursprüngliche Form ist im Schöppenbuch erhalten: *Stasch*. So S 1575 (107) *Urban* und *Baril Stasch* sowie *Sophya*, 'des alten *Stasches* Wittip'. Darnach ist der Name wohl schon im ersten Viertel des 16. Jahrh. im Dorfe vertreten. Ebenso S 1579 *Christof Stasch*, 1575, 1581 und 82 *Baril* und *Urban Stasch*, dagegen 1583 und 84 *Joh. Baril Stass*, wohl nur mangelhafte Schreibung. — Die spätere Form *Stasche* ist augenscheinlich aus dem Genetiv und Dativ entstanden, die *Stasches* S 1575 (107) und *Stasche* S 1580 lauten, S 1603 *Martin Stasche* als Nom.; 1578 *Baril Stasse* neben 1583 und 84 *Stass*. Ähnlich im 19. Jahrh. in K.-E. *Becke* gespr., *Beck* geschrieben, in U 1694 *Becke* auch geschrieben.

In K findet sich 1690 und 92 *Georg* bzw. *Heinrich Stesche*. Es ist die Zeit und Schrift des Pastors Hertzog (1680—92), der auch in *Gasda* und *Gase* das erste *a* umlautete (s. oben!) und *Stesche* für die hochdeutsche Form statt des nach seiner Meinung mundartlichen *Stasche* halten mochte. In U (1694), also 2 Jahre später, findet sich viermal *Stasche*, einmal *Stäsche*. Dagegen in K des 18. Jahrh. nur *Stäsche* und *Stäsch*, und zwar die kürzere Form ziemlich häufig, z. B. im Verzeichnis der Getauften 1739, 49, 64, 65, 66, 67, 69, 85, im Verzeichnis der Getrauten 1747, 49, 64, 66. Später jedoch muss die längere Form herrschend geworden sein, durch die jene gänzlich aus dem Dorfe verdrängt wurde. Die kürzere Form *Stäsch* ist heute allein vertreten im Ortsvorsteher Herrn *Heinrich Stäsch* in Rathe bei Oels, dessen Grossvater aus K.-E. stammt, aber im K Bapt. 4. Juli 1790 noch *Stäsche* (Christian) heisst, wie auch des Herrn *Stäsch* Vetter in Bernstadt, *Karl Stäsche*, die längere Form schreibt.

Der Name ist polnischer Herkunft. *Stasch* = *Stasiu* = *Stachu* ¹⁾

¹⁾ Stasiu und Stachu sind Vokative von Staś und Stach, Rufformen, als

sind polnische Koseformen für *Stanisław*. Eine vulgäre Nebenform von *Stasch* ist *Stosch*. Der Bischof Stanisław von Krakau, der 1079 vom Könige Bolesław erschlagen wurde, ist der Schutzheilige der Polen, und der 8. Mai ist noch heute in der Provinz Posen ein Feiertag, der Tag des heil. Stanislaus. Daher ist dort auch der Vorname *Stasiu* und *Stasia* (= *Stansilawa*) sehr beliebt. Aber auch in Schlesien muss im Mittelalter der Name häufig gewesen sein. Denn er ist später wie so viele andere Namen Familienname geworden und lebt heute als solcher weiter in den verschiedensten Formen, die oftmals ihre Abstammung verhüllen. Solche Familiennamen sind ausser *Stäsche*: *Stasch*, *Stasche* (Trebnitz, Breslau), *Stosch* (Oberschlesien, Industriebezirk), *Stach*, *Stache*, *Stenzel*, *Stanzel*, *Stanke* (= *Stanek*), wahrscheinlich auch *Stahn* (= *Stan*, abgekürzt für *Stanisław*). Die beiden Formen Stenzel und Stanzel (Stanzl) sind von der vollen Form *Stanisław* abgeleitet. Auch der bekannte adlige Name von *Stosch* ist auf *Stanisław* zurückzuführen²⁾. Die Aussprache *Stosch* statt hochpoln. *Stasch* weist auf schlesische Herkunft, da hier *Stosch* häufiger als in Posen zu sein scheint. Joh. *Stoschius* von Namslau wird von G. Fuchs in seiner Reformationsgeschichte des Fürstentums Oels als Diakon von Stroppen 1628 genannt.

Woitas, gespr. auch *Wuo'tas*. S 1579 (39) Andreas *Woitas*, 1578 (32) Hans *Woitas*, 1592 (43) Tomek *Woitasch*. U 1694 unter den 7 Bauern auch George *Woitas* der Ältere und der Jüngere. K 1683 Bauer *Woitasz*. — Der Name ist polnisch. Tomek *Woitasch*

Nominative im Slavischen allgemein gebraucht, vgl. z. B. in einem serb. Heldenliede Rados(l)ave Severinće. W. N.

²⁾ Der Name *Stosch* kommt schon 1447 vor, wo die Herzöge von Brieg Schloss und Stadt Brieg an Heinze *Stosch* verpfänden. 1240 Peter *Stoschowitz*, 1297 Johann *Stossow*, 1329 Burghard *Stoscho*, vgl. Mangschütz vordem (von Paul Prusse), Breslau, Nischkowsky 1902 S. 190 Anm. 22. Die Schreibung *Stossow*, wie auch oben *Stasse* und *Stass* erklärt sich daraus, dass s und si, d. i. s mit folgendem i (wie in *Stasiu*) in der Mitte zwischen dem scharfen deutschen s und sch liegt, also zu s oder sch werden konnte. *Stasch* und *Stosch* wurde polnisch wahrscheinlich *Staś* bzw. *Stoś* gesprochen. Der Name des Dörfchens *Stoschwitz* am Striegauer Wasser bei Kanth mag nach dem Geschlechte von *Stosch* bekannt sein, vgl. oben Peter *Stoschowitz*. — Wenn Sinapius den Stammvater des Geschlechts von *Stosch* aus Kroatien einwandern lässt, so beweist das nichts gegen die obige Ableitung. Im übrigen leitete der phantasievolle Ölser Rektor andere schlesische Geschlechter sogar von den Quaden und Lugiern ab.

1592 hat sogar einen polnischen Vornamen. W. wahrscheinlich = *Wojtek*, also von *Wojciech* = Adalbert. Oder hängt es mit *t wojt* = Vogt, Schulze zusammen?

Die folgenden Familiennamen kommen noch im Schöppennebuche zwischen 1550 und 1600 vor, sind aber heute in K.-E. und im Kirchspiel spurlos verschwunden. Soweit ich vermochte, habe ich sie gedeutet.

Figule (auch *Fichule*), *Viole*, *Fiol* S 1587 (180). 1577 (230). 1579, 80 (*Viole*) 1581, 82, 83, 84, *Viol*. Überall mit dem Vornamen *Balzer*.

Gambala S 1592 (43).

Mlitzke und *Mlitschke* S 1579 (119). Wahrscheinlich zusammenhängend mit *mlęczko* Kalbsmilch, Kalbsbröschchen.

Quasny Blasien S 1576 (24), 1584 (25 b). Daneben *Lorenz Sauer* 1575 (107), also die Übersetzung.

Rzepka Paul S 1590 (81), *Rzepke Adam* (Sohn des vorigen), 1595 (221). Schon 1573 (6) *Paul Rzepke*. Poln. *rzeпа* f. und dim. *rzeпа* Wasserrübe.

Soika Hans S 1559. Poln. *sójka* = Holzheher. Der Name ist wie auch *Rzepka* und *Quasny* in Oberschlesien heute nicht selten.

Sroda Blaschke (Blasius) S 1573 (102). *środa* poln. = Mittwoch.

Wafersin S 1573 (102). *wawrzyn* poln. = Lorbeer.

Wangerke Merten oder *Martin*, Schulze: S 1554 (2). 1560 (1). 1571 (5). 1577 (227). In Oberschlesien findet sich der Name *Wengerek* = kleiner Ungar. Jenes *Wang*. ist wahrscheinlich eine dem Deutschen angepasste Umbildung hiervon, wie auch der Name *Wangorsch* (in Bernstadt) aus poln. *węgorz* = Aal entstanden ist. Pflanzen und Tiernamen dienen im Polnischen aber oft als Personennamen, vgl. *rzeпа*, *wawrzyn*, *sójka*, vielleicht auch *jerzma*.

Zaubermittel gegen Krankheiten und leibliche Schäden, besonders das Versprechen (Sympathie).

Von Dr. Kühnau.

Der reichhaltigen Sammlung von Besprechungsformeln, die Herr O. Scholz in den Mitt. Heft III S. 45 ff. und VI S. 30 ff. beige-steuert hat, sollen die folgenden Beiträge als Ergänzung dienen. Sie sind so ziemlich alle aus Patschkau und Umgegend gesammelt.

1. Gegen Warzen („Hühnerwurzeln“)

gibt es zahlreiche Zaubermittel.

a) Gewährsmann erzählt, dass er als Gymnasiast entsetzlich viele Hühnerwurzeln auf der Hand hatte. Da bestand seine Mutter darauf, dass ein alter Schäfer sie ihm verspräche. Derselbe kam und schnitt von Strohhalmen die Knoten heraus und drückte jede Hühnerwurzel kreuzweise, indem er dazu seinen geheimnisvollen Spruch sagte¹⁾. Die Knoten wurden dann unter der Traufe vergraben. Und als der so behandelte wieder zu den Ferien nach Hause kam, waren keine Hühnerwurzeln mehr vorhanden, eine nach der andern war abgefallen. Man sagte, es geschähe das ebenso, wie die Knoten unter der Traufe verfaulten. Gewährsmann bestreitet, an den Erfolg des Mittels geglaubt zu haben — aber der Erfolg sei eingetreten. (Löwen.)

b) Eine Frau erzählt: Wenn jemand eine Warze hat, so muss er ein Stückchen rohes Fleisch stehlen, muss es kreuzweise auf die Warze drücken und „im Namen des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †“ dazu sprechen. Dann muss er das Fleisch unter die Traufe bei Mondschein vergraben. So wie das Fleisch verfault, verschwindet die Warze.

c) Eine Frau erzählt: Wenn man auf der Hand eine Warze hat, so muss man sie mit einem Menschenknochen drücken und im Namen des Vaters † usw. darüber sprechen, dann verliert

¹⁾ Man kann das auch selbst machen, indem man mit dem Knoten des Strohhalmes die eigene Warze drückt im Namen des Vaters † usw. und den Strohalm unter die Traufe vergräbt. (Patschkau.)

sie sich. Aber man muss daran glauben und Still-schweigen beobachten. Sie habe selbst das Mittel versucht, indem sie beim Aufgraben eines alten Kirchhofes in Breslau die Mittagspause (wo keine Arbeiter zugegen waren) benutzt habe, um einen der zahlreichen herumliegenden Menschenknochen auf die Warze zu drücken. Binnen drei Tagen sei die Warze weggewesen, die bis dahin keinem Mittel weichen wollte. (Breslau.)

d) Eine Frau erzählt: Wenn man eine Warze hat, muss man ein Läppchen, mit dem eben eine Leiche gewaschen worden sei, nehmen und so nass, wie es sei, kreuzweise auf die Warze drücken, indem man dazu spricht: Im Namen des Vaters † usw. Dann verschwindet die Warze. (Leobschütz.)

e) Ein Mann erzählt: Er habe fürchterlich viele Warzen auf der Hand gehabt. Die habe er durch „Versprechen“ weggeschafft. Es muss aber zunehmender Mond sein. Man tritt ans Fenster und sieht in den Mond hinein, drückt mit dem Finger auf die eine Warze und sagt:

Was ich sehe, nimmt zu,

Was ich nicht sehe, nimmt ab.

Dann macht man dreimal das Kreuz mit dem Finger über die Warze und spricht: „Im Namen des Vaters † usw. Amen!“ So fällt nach einiger Zeit die Warze ab. (Patschkau.)

f) Eine Frau erzählt: Sie habe eine Warze auf der Hand gehabt, die sie auf folgende Weise vertrieben habe: Bei zunehmendem Monde muss man rückwärts zur Traufe treten und, ohne sich umzuwenden, in die Traufe greifen. Was man dort greift, muss man nehmen und, indem man in den Mond blickt, unter folgendem Spruche mit dem Ergriffenen kreuzweise über die Warze streichen. Der Spruch heisst:

„Was ich sehe, nehme zu,

Was ich streiche, nehme ab.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!“

Ohne zu sprechen tritt man still ins Haus zurück. Das macht man drei Tage hintereinander. Dann vergeht die Warze. (Hertwigswalde bei Münsterberg.)

2. Gegen den „Bernickel“

ist ein Gegenmittel sehr bekannt.

Man nimmt den Zipfel des Bettes und drückt ihn kreuzweise über den „Bernickel“ am Augnlide. Dazu spricht man: Bernickel,

ich drück' dich mit-n Bettzippel. Im Namen des Vaters † usw. Amen! Da geht er weg. Der Erfolg ist mir mehrfach bestätigt worden.

3. Gegen Hühneraugen.

Eine Frau erzählt: Wenn im Backofen das Feuer brennt und den Boden des Ofens breit bedeckt, so nimmt man ein Hölzchen und fährt damit über das Hühnerauge kreuzweise: „Im Namen des Vaters † usw.“, und zwar so, dass man mit dem Hölzchen eine solche Bewegung macht, als werfe man mit ihm das Hühnerauge ins Feuer. Man schliesst mit den Worten: „und der heiligen Dreifaltigkeit! Amen!“ Das Hölzchen fliegt in den Backofen — und wie es verbrennt, verschwindet das Hühnerauge.

(Patschkau.)

4. Gegen Flechten:

a) Die alte Gottwalden, die sich selbst aufs Versprechen versteht, erzählt: Man spuckt auf die Flechte, verreibt die Spucke tüchtig, zieht dann mit dem Finger einen Kreis um die Stelle und macht das Kreuzzeichen darüber: Im Namen des Vaters † usw. Amen! Dann spricht man ein Gebet (Vaterunser) zur hl. Apollonia oder hl. Katharina. Macht wieder das Kreuzzeichen wie oben. Dann heilt die Flechte.

Als die alte Gottwalden noch Magd war, da hat ihr eine alte Frau (Auszüglerin bei ihrer „Frau“) eine Flechte so versprochen, und es hat geholfen.

(Patschkau.)

b) Der alte Gottwald, ihr Mann, sagt: „Bei Flechten hilft es, wenn man der behafteten Person plötzlich dreimal auf die Flechte spuckt und weggeht, ohne sich umzusehen.“

(Patschkau.)

c) Ein junges Mädchen überreicht mir einen Zettel, auf dem verschiedene Anweisungen zum „Versprechen“ angegeben sind. Das Versprechen wird seit langem in ihrer Familie geübt, und sie hat es vom Bruder gelernt. Was ich in Klammern zusetze, sind ihre mündlichen Erklärungen.

„Für Flechten“.

(Bei abnehmendem Monde vorzunehmen: Man nimmt eine gelbe Tuchnadel — eine gelbe muss es sein, nicht eine weisse — und fährt mit der Spitze leise über die Flechte in der in folgendem angegebenen Weise, wobei man spricht): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit (dabei fährt man im Kreise von links nach rechts über die Flechte hinweg). Hilf, Gott der Vater,

hilf, Gott der Sohn, hilf, Gott der heilige Geist (dabei fährt man bei dem ersten „hilf“ wieder im Kreise rückwärts und macht dann bei jeder Anrufung ein Kreuz mit der Nadelspitze. Dann fährt man fort):

Böse Flechte, geh wieder heim,
Böse Flechte, geh wieder heim,
Böse Flechte, geh wieder heim.

Dies ist dreimal zu wiederholen. Dann sind drei Vaterunser zu den armen Seelen durch den Kranken zu beten.

(Gesäss bei Patschkau.)

5. Gegen offene Wunde.

a) Die alte Gottwalden teilt mit: Wenn jemand eine offene Wunde hat, so verspricht sie die Wunde auf folgende Weise: Sie macht mit dem Finger einen Kreis um die Wunde, schlägt das Kreuzzeichen darüber: Im Namen des Vaters † usw. und spricht dann weiter:

Ich sehe eine offene Wunde.
Durch die heiligen fünf Wunden
Und das kostbare Blut
Werde die Wunde wieder gut.

Drei Kreuzzeichen wie oben. So heilt die Wunde.

(Patschkau.)

b) Der alte Gottwald verspricht auch, besonders „die Rose“ und „die Schmerzen“. Nur die Schlussgebete sind verschieden, bei der Rose zur hl. Apollonia, bei den Schmerzen zur schmerzhaften Mutter Gottes.

Bei den „Schmerzen“ (Wunde, besonders — „das ist besser“ — eine offene Wunde) lautet das Gebet:

Eine (offene) Wunde hat sich gefunden,
Durch die heiligen fünf Wunden
Und das kostbare Blut
Werde die Wunde wieder gut.

Im Namen des Vaters † usw. Vaterunser zur schmerzhaften Mutter Gottes.

Ausserdem teilt er mit: Wenn jemand eine offene Wunde hat, so hilft auch „gerochertes Schweinefleisch“ und „Pittersilje“ feingehackt, auf die Wunde gelegt. (Patschkau.)

c) Ein Herr erzählt mir: Einmal habe sich seine Schwester durch Hinfallen und Aufschlagen der Handwurzel auf einen Glascherben die Pulsader derartig verletzt, dass die grösste Gefahr

der Verblutung entstand. Zufällig kam die Badersfrau, die das Versprechen verstand. Sie drückte den Arm zusammen, sprach ihren Spruch mit dem dreifachen Kreuzzeichen, und sofort trat Stillung des Blutes ein. Man sage von dieser Art der Heilung: jemanden „uf a Schwung kurieren“. (Hochkirch bei Glogau.)

6. „Für Schwung“.

Im besonderen Sinne versteht man unter „Schwung“ (Schwund) die „Abzehrung, Auszehrung“.

Das oben genannte junge Mädchen teilt folgendes Heilverfahren mit:

(Man nimmt Weihwasser und sagt): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Hilf, Gott der Vater, hilf, Gott der Sohn, hilf, Gott der heilige Geist (indem man drei Kreuze zu den bezeichneten Worten über die kranke Stelle (Bein, Arm u. dgl.) macht). Dann spricht man weiter:

Schwüngen, Gift und Gicht in Mark, Fleisch, Bein, Blut. Du sollst stille stehn und nicht wieder gehn. So wie Jesus Christus stille gestanden. Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name. Zu uns komme dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel. (Dabei fährt man von dem Worte „Schwüngen“ an langsam mit der gestreckten Hand über die kranke Stelle herab bis zu dem Worte „Himmel“).

Dreimal wiederholen.

Nachdem der Versprechende seine Kur beendet hat, muss der Kranke drei Vaterunser zu den armen Seelen beten.

(Gesäss bei Patschkau.)

7. „Für die Rose“.

a) Dieselbe teilt mit: (Man nimmt Weihwasser und spricht): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Hilf, Gott der Vater, hilf, Gott der Sohn, hilf, Gott der heilige Geist!

Rose, Rose, Rose! Weiche, weiche, weiche!

Wie die Sterne am Himmel streichen.

Hilf, Gott der Vater, hilf, Gott der Sohn, hilf, Gott der hl. Geist.

Dreimal wiederholen.

Drei Vaterunser zu den armen Seelen durch den Kranken.

(Gesäss bei Patschkau.)

b) Der alte Gottwald verspricht die Rose mit folgendem Spruch:

Eine Rose hat sich gefunden.
Durch die heiligen fünf Wunden
Und das kostbare Blut
Werde die Wunde wieder gut.

Im Namen des Vaters † usw. Vaterunser zur hl. Apollonia.

Der alte Gottwald sagt, er habe schon manchen geheilt. Und wenn ihn einer fragt, was das koste, so sagt er: Nichts. „Man soll nichts verlangen“. Wenn einer aber freiwillig gibt, so kann man es annehmen. (Patschkau.)

c) Frau Rupprecht aus Patschkau erzählt: Ihr Mann habe einmal auf einer Auktion eine „Heiligenlegende“ erstanden, in der ein Zettel lag mit einer Anweisung über das Roseversprechen. Und da hat's ihr nun ihr Mann „gelernt“. Nun ging sie einmal über die Neissebrücke nach Nieder-Pomsdorf. Und wie sie an den Werderhäusern vorbeigeht, da trifft sie eine bekannte Frau. Nu, wie geht's Ihnen denn? fragt sie im Vorübergehen. „Denken Se ock“, sagt die Frau, „wir sind doch gerade ei der Ernte, und da hat mei Monn de Rose eis Been gekrigt. Wie sôl ich nu de viele Arbt bestreiten?“ So? Na, da ruffen Se mer amal den Monn. Der kommt nun und da spricht sie zu ihm: Wenn Se dron globen, will ich Ihnen de Rose versprechen. Aber globen müssen Se. Der Mann geht darauf ein, und nun spricht sie die Formel über das Bein. Sie lautet:

Rose † † †

Wollte Gott, du vergehst, wie der Rauch im Winde.

Rose, wollte Gott, du vergehst, wie die Blume auf dem Felde.

Rose, wollte Gott, du vergehst, wie der Sarg in der Erde.

Peter und Paul benimmt die Rose und den kalten Brand † † †.

Drei Vaterunser.

Und jetzt, spricht sie, nehmen Se einen Topf, und wenn die Kuh wird floadern, da fangen Se's auf und schlagen es, so warm wie es ist, um das Been um. Das machte nun der Mann, und nach drei Tagen war die Rose weg und der Mann konnte wieder aufs Feld.

Gefragt, warum denn die Kuhfladen eine solche Heilkraft hätten, sagt Frau Rupprecht: Sehn Se, die Kuh frisst doch allerlei grüne Kräuter, und wenn die im warmen Kuhfladen auf eine böse Stelle kommen, da heilt sie augenblicklich. Der alte Bäcker

Nonnast hatte amal so ein böses Bein, dass er gar nicht mehr fortkonnte, da hat ihn mein Mann kommen lassen. A koam ôch mit a Kricken und schleppte sich goar elendig. Nu hat mei Mann gleich mit eenem Toppe ei a „Gänsewinkel“ (ein vorstädtischer Bezirk von Patschkau) geschickt, se sellden em a wormen Floaden vo eener Kuh uffangen. Imgeschloagen, so heess wie a îs, zieht a olle Hitze aus-m Beene. Und's dauerte goar nîch lange, dô kunnde der Nonnast wieder gehn und im Loaden stehn wie immer. (Die Erzählung der Frau Rupprecht zeigt, wie Leute aus dem Volke, wenn sie mit Gebildeten reden, sich bemühen, schriftdeutsch zu sprechen, aber es liegt ihnen nicht bequem, und so fallen sie schliesslich in die Mundart zurück, namentlich wenn sie sehen, dass man sie wohl versteht.)

8. Gegen Zahnschmerzen.

Ein längst gestorbener, aber früher in Patschkau wohlbekannter Mann, der das Versprechen verstand, wurde von jemandem angegangen, ihm die Zahnschmerzen zu versprechen. Er gab folgende Anweisung: Der Betreffende solle still nach Hause gehen und, ohne mit jemandem zu sprechen, sich an den Tisch setzen und auf ein Papier dreimal „verkehrt“ seinen Namen schreiben. (Was „verkehrt“ bedeute, erklärt mein Gewährsmann damit, dass einmal der Anfang hinten und das Ende vorn, dann der Anfang in der Mitte und zuletzt das Ende in der Mitte stehen müsse.) Dann solle er das Papier zusammenfalten und mit einem ganz neuen Nagel es an die Tür nageln, indem er dazu spreche: Im Namen des Vaters (erster Schlag), des Sohnes (zweiter Schlag) und des heiligen Geistes (dritter Schlag) Amen! Nach einiger Zeit („drei Stunden“ setzt mein Gewährsmann hinzu) werde er so furchtbare Schmerzen bekommen, dass er es kaum aushalten könne. Halte er sie aber aus, so werde er im ganzen Leben nie mehr Zahnschmerzen haben.

Der Mann machte, wie ihm verordnet war, bekam richtig nach drei Stunden wütende Zahnschmerzen, die er aber nicht aushielt, so dass er sich den Zahn herausziehen lassen musste.

In allen solchen Fällen, sagt mein Gewährsmann, gehört „Glaube“ dazu, sonst hilft es nicht. (Patschkau.)

9. „Für die Wehtat“.

Das mehrfach genannte junge Mädchen berichtet: (Man macht

mit Weihwasser drei Kreuze und spricht dazu): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Hilf, Gott der Vater, hilf, Gott der Sohn, hilf, Gott der heilige Geist.

Jerusalem, Jerusalem, Jerusalem, du jüdische Stadt,
In welcher Jesus Christus gekreuzigt worden ist.
Er hat vergossen sein rosenfarbiges Blut,
Das ist für alle Wehtat und Würmer gut.

Dreimal wiederholen.

Drei Vaterunser zu den armen Seelen durch den Kranken.
(Gesäss bei Patschkau.)

10. Gegen ein Ohrenleiden.

Die alte Gottwalden hatte, als sie noch Magd war, schrecklich Ohrenschmerzen. Die hat ihr eine alte Frau versprochen. Sie sagte ihr, sie solle sich beim nächsten Backen von ihrer „Frau“ (Bauersfrau) ein „Kleebrutel“ mitbacken lassen, so gross wie ein Handteller. Dann solle sie es, so wie es aus dem Ofen komme, mitten durchschneiden und die beiden Hälften mit den heissen Innenflächen an beide Ohren halten und es aushalten, so heiss wie es sei. Dann solle sie die beiden Hälften zusammenklappen und hinaus an die „Grenze“ tragen und das zusammengeklappte Kleebrutel auf einen Grenzpfahl (wenn es etwa ein Grenzzaun ist) oder auf einen Grenzstein legen. Auf dem ganzen Hinwege wie auch auf dem Rückwege solle sie ja kein Wort sprechen, sondern still betend ihres Weges gehen.

Die Gottwalden sagt, das habe ihr geholfen, sie habe keine Ohrenschmerzen mehr gehabt ihr ganzes Leben hindurch. Erst vor zwei Jahren sei es wiedergekommen, und jetzt könne sie fast gar nicht mehr hören und ebenso wenig sehen. Aber das komme vom Alter.

11. Gegen böse Brust.

Frau Rupprecht kommt zum Mangeln, und da klagt ihr die Mangelfrau, dass sie so eine böse Brust habe. Da werde ich Ihnen gleich ein Mittel sagen, spricht Frau Rupprecht; mir ist es auch so gegangen. Ich hatte jahrelang einen Knoten in der Brust. Nun ging ich einmal nach dem Kirchhofe (dem alten in Patschkau) und treffe die Frau vom Kirchendiener. „Nu, spricht se, Frau Rupprecht, Se sein ja so betrübt, was fehlt Ihn denn?“ Ach, sprech ich, mir geht's nich gutt, ich leide an böser Brust, ich hab

schon mit allen Dokdern gedokdert, aber es kann mir halt keener helfen. „Ich werde Ihnen ein Mittel sagen, spricht die Frau. Gehn Se amal still von Hause weg nach dem Kirchhofe, beten Se unterwegs, und wenn Se jemand trifft, lassen Se sich auf keene Unterhaltung ein. Und wenn Se auf den Kirchhof kommen, suchen Se sich een Knochen von eenem Toten, den legen Se sich auf die wehe Stelle. Dann gehen Se wieder nach Hause, betend und ohne mit jemanden zu sprechen. Zu Hause lassen Se dann den Knochen noch eene Zeitlang auf der Stelle liegen und gehen dann wieder zurück zum Kirchhofe, wie das erstemal, und legen den Knochen wieder an die Stelle, wo Se ihn weggenommen haben“. Das habe ich nun gemacht, und wie ich auf den alten Kirchhof kam, war gerade ein frisches Grab gegraben. Dort fand ich einen Knochen. Und wie ich nun die Sache gemacht hatte und ich trug den Knochen wieder dahin zurück, wo ich ihn gefunden hatte, da waren die Schmerzen weg, wie in den Brunnen gefallen.

Schlesische Volkslieder.

Von Dr. F. Pradel in Glogau.

Zahlreicher als man denkt leben in Schlesien noch Volkslieder. Wer das Zauberwort kennt, dem hebt auch hier die Welt zu singen an; so glückte es mir, von meiner „rüstigen Schaffnerin“ Marie in Brieg eine Menge Volkslieder zu erfahren, die sie während ihrer Kindheit vor etwa dreissig Jahren in Eckersdorf im Kreise Namslau gehört hatte, gegen achtzig, sie hatte sie fast alle vollständig in treuem Gedächtnis behalten. Durch freundliche Vermittelung meines Veters, des Landwirtschaftsassistenten Herrn Knoenagel, erhielt ich aus Eisdorf, Kreis Striegau, drei handschriftliche Hefte mit Volksliedern; von anderwärts kam noch manches hinzu. Davon möchte ich eine Auswahl besonders interessanter Stücke hier bieten.

An erster Stelle stehe eine neue Fassung des auch in diesen Mitteilungen¹⁾ schon mehrfach behandelten Marlborough-Liedes,

¹⁾ IV 39, V 21, 61, IX 10. — Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II 136. — Über die Geschichte dieses Liedes s. G. Simmel, Psychologische und ethnologische Studien über Musik, Zeischrift für Völkerpsychologie XIII 301.

dessen ja auch in der deutschen Literatur des öfteren gedacht wird, z. B. von Musaeus in seinen Volksmärchen (I 96 Hempel): „Ob sie gleich nicht so gesangreich war, wie die Amme des gal-lischen Thronerben, die für ganz Versailles die Losung zum Chorus gab, wenn sie mit melodischer Kehle ihr ‚Marlbrough s'en va-t-en guerre‘ intonierte“. Die hier mitgeteilte Fassung stammt aus Eckersdorf.

Ein Fähnrich zog zum Kriege,
Wer weiss, kommt er zurück.
Zu Haus liebt er ein Mädchen,
Die war wie Milch und Blut.
Die reiste durch Land und Städtchen,
Verzehrt ihr Hab und Gut.
Zwei Burschen kamen gegangen
Von weiter, weiter Fern.
Burschen, liebe Burschen,
Was bringt ihr Neues mit?
Die Neuigkeit, die ich bringe,
Macht dir die Augen nass,
Dein Fähnrich ist erschossen,
Ist tot und lebt nicht mehr.

Wir haben ihn sehn begraben
Von vieren Offizier,
Der erste trug den Degen,
Der zweite sein Gewehr,
Der dritte trug den Harnisch,
Der vierte ritt sein Pferd.
Übers Grab ward ihm geschossen
Mit Kugel und mit Schrot,
Sein Grab, das ward gezieret
Mit Rosmarinenzweig,
Auf seines Grabes Hügel
Schlug eine Nachtigall,
Sie schlug dem Burschen zur Ruhe
Für seine Tapferkeit.

Allbekannt ist die Geschichte von dem Friedrichschen Husaren¹⁾, der gefangen vor den französischen Feldherrn Clermont geführt durch seine mannhaften Antworten die Bewunderung seiner Feinde, heute noch die Freude jedes Preussen hervorruft. Dem Volke war ein Clermont unbekannt, es setzte an dessen Stelle gar bald Napoleon²⁾; so heisst das Eisdorfer Lied:

Ein preussischer Husar fiel in Franzosen Händen,
Napoleon, der dies sah, frug ihn wohl gleich behende:
Wie gross ist deines Königs Macht?
Wie Stahl und Eisen, sprach der Husar wohl mit Bedacht.
So hab ich's nicht gemeint, spricht der Napoleon wieder,
Ich meinte nur die Zahl deiner deutschen Brüder.
Drauf stutzte der Husar und sah wohl in die Höh:
So viel wie Sand im Meer und Stern am Himmel stehn.

¹⁾ Sie steht in der Geschichte des siebenjährigen Krieges von Wilhelm von Archenholtz.

²⁾ In der bei Erk-Böhme III 202 mitgeteilten sehr verschiedenen Form ist der Name Clermont erhalten. Dort ist das Lied aber von einem fliegenden Blatte aus dem Jahre 1758 abgedruckt.

Sprich brav, sprich brav, mein Sohn, sprach der Napoleon wieder,
 Hat denn dein König noch solch viele deutsche Brüder?
 Hat denn dein König noch viel Männer so wie du?
 O ja, sprach der Soldat, viel schönre noch dazu.
 Ich bin der schlechteste von meinen Brüdern allen,
 Sonst wäre ich nicht hier in eure Händ gefallen.
 Drauf reicht Napoleon ihm den blanken Taler hin.
 O nein, sprach der Husar, so wahr ich Preusse bin.
 Ich hab noch Geld genug für mein Ross, Heu und Hafer,
 Und wenn ich dieses hab, was nützt mich der Taler?
 Mein König lebe hoch, der für mich sorgen tut,
 Drum geb ich auch für ihn mein Leben und mein Blut.

Das Volk ist ja überhaupt den ihm nicht geläufigen Eigennamen gegenüber oft sehr eigenmächtig, die Volksetymologie verändert sie, oder es treten, wie in diesem Liede, Namen ein, die dem Volke vertraut sind. Das zeigt sich auch im folgenden Eisdorfer Liede:

In Böhmen liegt ein Städtchen,	So lebten diese beide
Das kennt fast jedermann,	So viele Jahre fort,
Die allerschönsten Mädchen	Die Jäger wie die Mädchen
Trifft man darinnen an.	Sie hielten treulich Wort.
In diesem kleinen Städtchen	Im Juni sechsundsechzig
Gibts eine Garnison	Da war der Jammer los,
Von lauter hübschen Jägern	Da weinten alle Mädchen,
Eine ganze Bataillon.	Da weinte klein und gross.
Ein jede von den Mädchen	In der Schlacht bei Gravelotte
Mocht gern einen Jäger frein,	Grub man ein tiefes Grab,
Und jeder von den Jägern	Da senkte man die Braven,
Wollt gern ein Mädchen frein.	Die Tapfern all hinein.

Wenn es im sechsten Verse heisst: In der Schlacht bei Gravelotte, so gehört diese natürlich nicht hierher, das mag wohl auch der gemerkt haben, der sich dieses Lied aufschrieb, denn er hat nachträglich diesen Namen durchgestrichen und Antubella darübergesetzt. In diesem rätselhaften Worte steckt, wie aus der bei Erk-Böhme III 251 gebotenen vollständigen Fassung des Liedes hervorgeht, Montebello, das ist ein italienischer Ort, bei dem die Österreicher 1859 geschlagen wurden, also auch die Jahreszahl 1859 ist in unserem Liede von der bekannteren und wichtigeren 1866 verdrängt worden.

Nicht übel glossiert folgendes aus Eisdorf stammende frische Liedchen Reiters Morgengesang von Hauff:

Morgenrot, Morgenrot,
 Frankreich schlägt kein Preussen tot,
 Frankreich soll den Rhein nicht haben,
 Muss erst um Erlaubnis fragen
 Auf dem grossen Bundestag.
 Kaum gedacht, kaum gedacht,
 War bei Weissenburg die Schlacht,
 Preuss'sche Landwehr muss marschieren
 Und in Frankreich biwakieren,
 Landwehr, du bedanerst mich.
 Ach wie bald, ach wie bald
 Macht Frankreich wieder Halt,
 Maxmahon wollt avancieren,

Doch er musste retirieren
 In der grossen Schlacht bei Wörth.
 Sedans Aun, Sedans Aun,
 Du musst jetzt dein Unglück schau,
 Preusse musst in Brand dich schiessen,
 Weil du siedend Öl tust giessen ¹⁾
 Auf die preuss'sche Infanterie.
 Darum still, darum still,
 Füge dich, wie Preussen will;
 Frankreich, du musst Klopfe kriegen,
 Doch die Reichsarmee muss siegen
 Bis Paris und hintern Rhein.

Ohne bestimmte historische Erinnerung ist das folgende einst in Eckersdorf gesungene Lied, das statt in Grossglogau auch in manchen anderen Gegenden lokalisiert wird (vgl. auch Mitteilungen IX 17):

Gross-Glogau ist eine schöne Stadt,
 Darin ist ein Soldat,
 Dieser muss marschieren in den Krieg,
 Wo die Kanonen stehn.
 Als er von seiner Mutter den Abschied
 Da weinte sie so sehr. [nahm,
 Weine nicht, liebe Mutter mein,
 Mach mir mein Herz nicht schwer.
 Als er in die Stadt rein kam,
 Wohl vor des Hauptmanns Haus,
 Sieh, da schaute der Hauptmann zum
 Fenster heraus.
 Mein Sohn, bist du schon da?
 Lass dir den roten Rock anziehen,

Denn du musst marschieren in den Krieg,
 Wo die Kanonen stehn.
 Und als er in das Feld rein kam,
 Bekam er einen Schuss,
 Sieh, nun liegt er da und schreit so sehr
 Nach seinem Kamerad:
 Kamerad, Herzenskamerad mein,
 Schreibe du für mich ein Brief nach Haus,
 Dass ich geschossen bin.
 Und als er dies hatt' ausgesagt,
 Bekam er noch ein Schuss.
 Sieh, nun liegt er da und schreit nicht
 Seine Seele schwebt zu Gott. [mehr,

Von Liebesliedern seien folgende hier mitgeteilt:

Als ich an einem Sommerabend
 Vor meiner Eltern Türe stand,
 Da kam ein Jüngling, der wollt mich
 Er setzte sich an meine Seit'. [lieben,
 Ich wollts nicht leiden, ich wollts nicht
 haben,
 Weil ich das Lieben noch nicht versteh,
 Ich will dirs lernen, ich will dirs zeigen,
 Ich bin der Lehrmeister aus Berlin.
 Wir gingen beide wohl in die Stube,
 Dass es der Vater nicht ward gewahr,

Allein die Mutter, die kann es wissen,
 Die weiss ja auch, wie das Lieben war.
 Des andern Morgens kam die Mutter,
 Ach liebe Tochter, steh doch auf,
 Ach liebe Mutter, ach lass mich schlafen,
 Ich habe die Nacht das Lieben gelernt.
 Wo ist der Heuchler, wo ist der
 Schmeichler,
 Der meine Tochter hat so verführt?
 Dreitausend Taler, die will ich geben,
 Wenn ich ihn könnte nur einmal sehn.

¹⁾ Offenbar eine Verwechslung, da von einem solchen Verhalten der Einwohner Sedans nichts bekannt ist.

Dasselbe Thema behandelt ein anderes gleichfalls aus Eisdorf stammendes Lied, nur dass es hier in grausig-frivoler Weise geschieht:

Ich liebt ein Mädchen jung an Jahren
Und alle Welt hielt sie für schön,
Von Liebe war sie unerfahren,
Von wegen (!?) hatt' sie nie gesehn.
Sie schrie: ach schöne, süsse Heimat,
Schöne, ja süsse Heimat!

Einst stellte sie sich vor den Spiegel,
Sie kraust und lockte sich ihr Haar.
Sie eilte gleich zum raschen Tanze,
Ach wie glücklich sie damals war.
Sie schrie usw.

Da kam der Leutnant von der Garde
Und sprach: Zu Kroitsch¹⁾ ist Maskenball,
Zum Balle bin ich eingeladen,
Du sollst meine einzige Tänzerin sein.
Sie schrie usw.

Ermüdet kam sie von dem Balle
Und schlief gleich ein in ihrem Bett,
Da kam der Leutnant von der Garde
Und nahm ihr ihre Unschuld weg.
Sie schrie usw.

In Stücke wollt sie sich zerreißen,
Ins tiefste Wasser wollt sie gehn,
Allein das Wasser war gefroren
Und keine Bluttat tut offen stehn.
Sie schrie usw.

Da kam der Leutnant von der Garde
Und stillte ihr das heisse Blut:
Mit dem Ertrinken musst du warten
Bis aufs Frühjahr, wenn's tauen tut.
Sie schrie usw.

Hier wirkt besonders der sinnlose Kehrvers unheimlich.

In einem anderen Eisdorfer Gedichte begegnen wir dem verbreiteten Motive der Lenorensage:

Es schlug die zwölfte Stunde bei dunkler, stürmscher Nacht,
Da fasste mich ein Grauen, wer hätte dies gedacht,
Es ruft mich: Vielgeliebte, mach auf, mach auf, mach auf.
Ich sprang aus meinem Bette und eilt zum Fenster hin,
Es war mein trauter Heinrich, ich kenne seine Stimm'.
Er ruft mich: Vielgeliebte usw.

O Himmel, welch ein Schrecken! Ich sah beim Mondenschein,
Mein Heinrich stand auf Krücken, war lahm an Arm und Bein.
Er ruft mich: Vielgeliebte usw.

Vom Feind sind wir erschlagen, begraben unterm Sand,
Mit vielen meinen Brüdern im fernen Feindesland.
Wir rufen alle Nächte: Mach auf usw.

Will dich noch einmal sehen, noch einmal schwöre du,
Will dich noch einmal sprechen, sonst hab ich keine Ruh,
Sonst komm ich immer wieder: Mach auf usw.

Ich schwur ihm ewige Treue, die Uhr schlug eins dazu,
Und (!) sprach im Trauertone: Jetzt hab ich endlich Ruh,
Jetzt komm ich nicht mehr wieder: Mach auf usw.

¹⁾ Ein Dorf bei Liegnitz.

Von Interesse mag es auch sein, zwei Fassungen desselben Gedichtes, die eine aus Eckersdorf, die andere aus Eisdorf nebeneinander zu stellen:

Ein Schäfermädchen sass im Grünen,
Sie wollte Blumen pflücken viel,
Da gedachte sie in ihrem Sinn:
Ach wär ich eine Jägerin.

Sie hat dies Wort noch in Gedanken,
Da kam ein Jäger durch die Ranken,
Der sprach zu ihr so liebevoll:
Mein Kind, kennst du die Blumen wohl?

Sie setzten sich aufs Gras danieder
Und sangen viele schöne Lieder,
Sie sprachen so von mancherlei,
Wo ihrer Eltern Wohnhaus sei.

Dort drüben auf der grünen Heide,
Da wohnen meine Eltern beide,
Dort drüben an der Schäferei,
Dort meiner Eltern Wohnhaus sei.

Sie liebten sich heimlich ein ganzes Jahr,
Da führt er sie zum Traualtar.

Ein Schäfermädchen sass im Grünen,
Da sah sie eine Rose blühen,
Da dachte sie in ihrem Sinn:
Ei, wär ich eine Jägerin.
Zum trio, trio, tralla. :;

Und als sie nun so sass in Gedanken,
Da lauscht(!) ein Jäger durch die Ranken,
Er fragte sie so liebevoll,
Ob sie die Rose pflücken woll'.
Zum trio usw.

Er fragte sie so hin und wieder,
Er fragte sie und setzte sich nieder,
Er fragte sie um mancherlei,
Wo ihrer Eltern Wohnung sei.
Zum trio usw.

Dort unten auf der grünen Wiese,
Da weiden der Schäfchen ja so viele,
Da unten ist die Schäferei,
Wo meiner Eltern Wohnung sei.
Zum trio usw.

Und als sie so standen unter freiem Him-
Da schaute sie ins Weltgetümmel, [mel,
Er führte sie zum Traualtar
Und sagten alle beide Ja.
Zum trio usw.

Unter den Ehestandsliedern findet sich in Hoffmann-Richters schlesischen Volksliedern (S. 214) eins mit der Überschrift „Ich mag keinen Mann“, zu dem eine auch von den übrigen Fassungen (Erk-Böhme II 643) sehr abweichende aus Eckersdorf vorliegt:

Mädchen, willst du heiraten,
Heirat dir einen Pfaffen,
Der wird dir die Sünd' vergeben
Und dann mit dir schlafen.
Hab gehört, die Pfaffenweiber
Kommen in die Hölle.
Will ich mir ein Maurer nehmen,
Hab ich Hammer und Kelle.
Hab gehört, die Maurerweiber
Müssen Hunger leiden.
Will ich mir ein Bäcker nehmen,
Kann ich Brot abschneiden.

Hab gehört, die Bäckerweiber
Haben wenig Ruhe.
Will ich mir ein Schuster nehmen,
Hab ich schöne Schuhe.
Hab gehört, die Schusterweiber
Müssen Absatz machen.
Will ich mir ein Kaufmann nehmen,
Hab ich schöne Sachen.
Hab gehört, die Kaufmannsweiber
Müssen Geld auch borgen.
Will ich mir einen Soldaten nehmen,
Leb ich ohne Sorgen.

Hab gehört, Soldatenweiber
Müssen Tornister tragen.
Will ich mir ein Fuhrmann nehmen,
Hab ich Pferd und Wagen.
Hab gehört, die Fuhrmannsweiber
Müssen Wagen schmieren.
Will ich mir einen Musikus nehmen,
Kann ich musizieren.
Hab gehört, die Musikusweiber
Haben viele Kinder.

Will ich mir ein Fleischer nehmen,
Hab ich Schaf und Rinder.
Hab gehört, die Fleischerweiber
Haben blutige Hände.
Will ich nun als Jungfer bleiben,
Trag ich Band um die Hände.
Hab gehört, die Jungferschaft
Wird nicht lange weilen.
Will ich mir ein Schlosser nehmen,
Wird mir das Schloss zerfeilen¹⁾.

Auch hier müsste man Hoffmanns Worte (S. 215) wiederholen: „Man sollte glauben, dass der empfehlende Antrag in der ersten Strophe sich vor jeder einzelnen folgenden wiederholen müsste, wodurch dann das Ganze nach Art der Fensterlieder dialogisch würde; da sich aber davon nirgends weitere Spuren finden, so müssen wir annehmen, dass das Lied hier in seiner Ursprünglichkeit erscheint“. Vielleicht lässt sich das Ganze aber doch als Dialog auffassen: man müsste dann Vers 1—4 der einen Person, Vers 5—8 dem Mädchen zuteilen, danach sind die Rollen vertauscht, das Mädchen denkt an die Heirat mit diesem und jenem, jetzt weist ihr Widerpart auf das Bedenkliche einer solchen Verbindung hin, jede Person spricht dann also nur noch je zwei Verse, A also 9 und 10, das Mädchen 11 und 12 und so weiter abwechselnd.

Dass auch die Volkslieder von der Mutterliebe singen, wird uns nicht wunder nehmen, so gibt uns ein hübsches Eckersdorfer Lied ein Zwiesgespräch zwischen einem Kinde und seiner verstorbenen Mutter, eingeleitet mit den Worten: Ein armer Knabe weinte laut In tiefer Mitternacht. In einem gewissen Gegensatz dazu steht ein Eisdorfer Lied, das in verkürzter Form auch aus Eckersdorf vorliegt:

Es war einmal ein Kindlein klein,
Das hatt' ein böses Stiefmütterlein²⁾.
Das Kindlein auf der Schwelle sass,
Das hatt' ein Stücklein Brot und ass.
Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Flecht mir mein schneeweiss Haarelein.

Die Mutter über die Schwelle schreit't,
Die gab dem Kindlein kein Bescheid.
Der Vater an dem Tische sass,
Was für ein Elend ist denn das.
Das Kindlein nahm den Stab in die Hand
Und eilte auf den Friedhof bald.

¹⁾ Vgl. Knoop, Aberglaube usw. Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volksk. XIII S. 53 Nr. 84. — Jahn, Volkssagen aus Pommern S. 349: „Böse Hexen machen dadurch, dass sie ein Schloss zudrücken, die Braut unfruchtbar“.

²⁾ Jeder zweite Vers wurde beim Vortrage wiederholt.

Es eilte zu dem seligen Grab,
 Wo seine herzlichste Mutter lag.
 Wer steht denn draussen, wer klopft an,
 Der mich so leis aufwecken kann.
 Ach Mutter, liebste Mutter mein,
 Steh du nur auf und geh mit mir heim.
 Was soll ich denn zu Hause tun?
 Eine andere Stiefmutter hast du ja schon.

Und wenn ich gleich eine andere hab,
 Bei dir mirs doch viel lieber wär.
 Und wenn der Himmel gebogen wär¹⁾,
 Mit lauter Gold überzogen wär,
 So möcht ich nicht das reine Gold.
 Wenn ich noch einmal sterben sollt.
 Der Tod, der ist ein grimmiger Mann,
 Der greift uns Menschen gewaltig an.

Man vergleiche mit diesem Gedichte die bei Erk-Böhme I 608 ff. unter der Überschrift: Die Waise an der Mutter Grabe mitgeteilten.

Die zweite Abteilung seiner Volkslieder betitelt Hoffmann von Fallersleben Märchen, es finden sich da aber nur Geschichten aus der Tiersage erzählt, wie denn überhaupt Volkslieder, die einen eigentlichen Märchenstoff behandeln, selten sind. Eines, aus Eckersdorf, kann ich hier anführen, es trägt schon in seinen Anfangsworten den Märchencharakter:

Es war einmal ein Königssohn,
 Noch jung und unvermählt,
 Als er bestieg des Vaters Thron,
 So hatt' er längst gewählt.
 Da bestellt er nur das Hochzeitskleid
 Bei einer Spinnerin,
 Die war im ganzen Land
 Das schönste Mägdelein.
 Heisa, wie schnurrte das Rädchen
 Ohne Rast und ohne Ruh,
 Heisa, wie füllten die blanken Fädchen
 Der Spinnerin Truh.
 Da spann das holde Mädchen
 Am Rädchen die Fädchen
 Mit liebevollem Sinn
 Für eine Königin.
 Nach mondelanger Arbeit
 Das Werk nun war gediehn,

Es war besetzt mit Sternen
 Von Gold und Hermelin.
 Des Landes stolze Edelfrau,
 Sie kamen nicht nur das Werk zu
 Nein auch die Spinnerin. [beschaun,
 Heisa, wie tönte durch alle Lande
 Diese Kunde von dem prachtvollen
 Kleid.

Da spann das holde Mädchen usw.
 Der König war nun hochbeglückt
 Und sandte die Kammerfrauen hin,
 Als Braut zu schmücken die schöne
 Spinnerin.

Dann kam der König selbst
 Und bot ihr Herz und Hand,
 Sie sei die Auserwählte für ihn und
 auch das Land.
 So spann das holde Mädchen usw.

Eine tatsächliche Begebenheit möchte man folgendem Gedichte, das mir in zwei Fassungen vorliegt, einer Eckersdorfer und einer aus Hermsdorf bei Wigandsthal (= H), zugrunde legen. Es ähnelt sehr der Romanze „Der Färber“, die in des Knaben Wunderhorn (II 161 ff. Hempel) steht:

¹⁾ In dem Eisdorfer Liede heisst der Schluss:

Und wenn die Welt gewogen wär,
 Mit Golde überzogen wär,

So will ich doch nicht hin,
 Denn sterben ist kein Kinderspiel.

In der Hauptstadt Kopenhagen
 Lebte einst ein Handelsmann,
 Der durch kühnes, frisches Wagen
 Geld und Gut sehr viel gewann.
 Von zwölf¹⁾ Kindern blieb am Leben
 Ihm ein zartes Töchterlein,
 Und das war des Vaters Streben,
 Sich dem Kinde ganz zu weihn.
 Zum Gespielen war erkoren
 Adolf, eines Gärtners Sohn,
 Der die Mutter früh verloren,
 Dessen Vater dient um Lohn.
 Adolf und Emilie liebten
 Sich wie ein Geschwisterpaar,
 Lernten fleissig und betrübten
 Keine Seel' das ganze Jahr.
 Kaum ward dies der Vater inne,
 Dass Adolf Emilien liebt,
 Zürnt er gleich mit seiner Miene²⁾,
 Dass er ihm den Abschied gibt,
 Den er stündlich³⁾ hat gesprochen.
 Doch die Herzen konnte er nicht trennen,
 Trennte sie auch Meer und Land.
 Als drei Jahre war'n verflossen,
 Kam ein reicher Mann gegangen,
 Der Emilie gut⁴⁾ befunden,
 Hielt um sie beim Vater an.
 Doch sie konnte ihn nicht lieben,

Weil ihr Herz für Adolf schlug,
 Schnell ward ihm ein Brief geschrieben,
 Der die Kunde zu ihm trug:
 Eile, Adolf, mich zu retten,
 Man will rauben dir das Herz,
 Mich zu legen in Band und Ketten,
 Eile, ich vergeh vor Schmerz.
 Kaum las Adolf diese Kunde,
 Griff er nach dem Wanderstab
 Und reist noch zur selb'gen Stunde
 Sehnsuchtsvoll von Hamburg⁵⁾ ab.
 Als er Kopenhagen nahte⁶⁾,
 Hört er ein feierlich Geläut,
 Und vernimmt nach seinen Fragen:
 Eine Reiche hat Hochzeit⁷⁾.
 Er durchheilt die Strass' und Gassen,
 Eilt dem Vaterhause zu,
 Und er siehet mit Erblassen⁷⁾,
 Emilie als Braut geht der Kirche zu.
 Als sie Adolf nahte,
 Blickte sie ihn traurig an,
 Und getroffen von einem Schlage
 Sank sie leblos tot zur Erde hin.
 Hilflos war der Eltern Klagen,
 Und es half nun auch kein Arzt,
 Und nach dreien Tagen
 Sank man sie in ihres Vaters Grab⁸⁾.

Hier versagte das Gedächtnis meiner Gewährsfrau den Wortlaut, die Hermsdorfer Fassung verpflichtet das Folgende in Emiliens Erzählung. Die Geschichte spielt sich folgendermassen weiter ab:

¹⁾ H: fünf. ²⁾ H:

Zürnte er und machte Miene,
 Dass sie ihm den Abschied gibt.
 Doch bevor sich beide trennten,

³⁾ Hier wurde die Erklärung gegeben: stündlich = augenblicklich.

⁴⁾ H: schön. ⁵⁾ H: Bremen.

⁶⁾ Diese vier Verse fehlen in H. ⁷⁾ H:
 Und erfähret mit Erblassen,
 Seine Emilie freit im Nu.
 Und nun hielt er fest umschlungen
 Seinen Vater klagend laut:
 Ach, wie gross ist mein Verlangen,
 Noch einmal zu sehn die Braut.
 Als er dieses ausgeredet,

⁸⁾ H: In ihrer Väter Grab.

Schwuren sie mit Herz und Hand,
 Für einander stets zu brennen,
 Trennte sie gleich Meer und Land.

Nahet eine Menschengar,
 Und es wallt mit Herzelachen (doch wohl:
 Die Geliebte zum Altar. [Herzeleide])
 Als sie Adolfs Hause nahte,
 Sah die Braut es traurig an
 Und sie fiel, eh man sie konnte fassen,
 Leblos zu der Erde hin.

Der Totengräber will Emilie begraben, dabei gewahrt er Adolfs Ring an ihrer Hand, ihn abzuziehen vermag er nicht, darum will er den Finger abschneiden. Emilie erwacht, sie flieht zu Adolf:

Adolf, Adolf, öffne mir.

Und er schaut hinaus zum Fenster,

Und er sieht statt der Gespenster

Emilie seine Braut.

Mit Furcht ward die Thür geöffnet,

Mit Furcht liess man sie ein,

Doch die Freudentränen flossen,

Denn sie hatte Mark und Bein.

In H folgt hierauf — wahrscheinlich war es auch in der Eckersdorfer Fassung so —:

Mich des Brautschmucks zu berauben,

Trat der Totengräber ein,

Er entfernt des Sarges Schrauben,

Plündert mich beim Lichtesschein,

Doch der Ring, das Bundeszeichen,

Was noch zwischen uns besteht,

Wollte nicht vom Finger weichen,

Dass ihm die Geduld vergeht.

Und mit scharf gewetzter Waffe

Tat er einen tiefen Schnitt,

Dass im Sarg ich auf mich raffe

Und eilends von mir (!) schritt. —

Kaum drang diese Wundermäre

Zum geliebten Elternpaar,

Gibt man Gott gebührend Ehre

Und führt Adolf zum Altar.

So schnell schloss das Eckersdorfer Gedicht nicht; es wurde da noch folgendes erzählt: Der Geburtstag von Emiliens Vater wird gefeiert, unter den geladenen Gästen ist auch Adolf; der legt den Versammelten folgende Frage vor: ein Gärtner zog einmal eine Blume auf, ein anderer aber brach sie, wem gehörte sie zu Recht? Alle antworten: dem Gärtner. Da holt Adolf Emilie und stellt sie als seine Braut vor, worauf die Hochzeit gefeiert wird. Hier berührt uns eigentümlich, dass der Geburtstag von Emiliens Vater gefeiert wird, trotzdem doch seine Tochter nur wenige Tage tot sein kann. In der Frage Adolfs aber an die Gäste haben wir altes Gut, diesen Zug weisen viele Sagen auf.

Als blosse Reimspielerei ist wohl das folgende Eckersdorfer Lied aufzufassen:

Um die zwölfte Stund

Hoch überm Meeresgrund,

Wohl aus dem tiefsten Schlund

Da kam die schöne Rosamund,

Sie wollte geben kund,

Was nur ihr Herz empfand

Und noch verschloss ihr Mund

An Sigismund, an Sigismund.

Und um dieselbe Stund,

Noch höher über Schlund

Weit von des Meeresgrund

Jenseits er stund

Und lauerte der Kund

Was sich von drüben fund

Hin durch des Meeres Grund

Von Rosamund, von Rosamund.

Und als er lauerte und stund,

Da tönt es aus des Meeres Grund,

Als tönte es von drüben und

Als flüsterte der Mund,

Der schöne rosa Mund,

Und tat seinen Ohren kund

Von hehrer Freud und Kund,

O Sigismund, o Sigismund.

Und was das Ohr empfand,
 Das Herz nun auch verstund,
 Er öffnete den Mund
 Und seinen Lippenschlund,
 Ein Gruss und Kuss entwund
 Der schönen Maid, o Herzensgrund,
 O Rosamund, o Rosamund.

Das ging jahrein und
 Aus, gab'n sie einander kund,
 Die schöne Rosamund
 Mit ihrem Sigismund.
 Und ewig nun verbund
 In Treu sich Herz und Mund
 Von Rosamund und Sigismund.

Am Schlusse stehe ein vor 1850 von Handwerksburschen viel gesungenes Lied, bei Erk-Böhme finden sich davon zwei Fassungen, die aus Hessen-Nassau stammen (II 588f.). Unsere, aus Eisdorf herrührend, weicht von diesen sehr ab. Das Lied schildert Berlins und seiner Umgebung Herrlichkeiten in einer Beschaulichkeit, die beim Gedanken an das heutige Berlin ein, ich möchte fast sagen wehmütiges, Lächeln hervorruft.

Von dir muss ich scheiden,
 Prächtiges Berlin,
 Alle deine Freuden
 Fliehen schnell dahin.
 Wünsch, dass alle andern
 Zu dem Tor auswandern.
 O wie wohl wärs mir,
 Blieb ich nur in dir.

Unter deinen Linden,
 Wenn der Frühling kommt,
 Kann man abends finden,
 Was der Tag uns nahm,
 Herzensruh und Stärke
 Von des Tages Werke,
 Denn in Liebchens Arm
 Ruht sichs hold und warm.

Prächtiger Tiergarten,
 Bald verlass ich dich,
 Ich kann nicht länger war-
 Weiter reise ich. [ten,
 Unter deinen Schatten
 Wie auf grünen Matten
 Und an Liebchens Brust
 Ruht sichs voller Lust.

In der Hasenheide
 War ich stets vergnügt,
 Wie auch so manche Freude
 Mir darin verfliegt.

Stunden sind verflossen,
 Die ich hab genossen,
 O du schöner Ort,
 Warum muss ich fort.

Moabit und Pankow,
 Wie auch Charlottenburg,
 Einstens fahr ich wieder
 Eure Fluren durch.
 Schöneberg vor allen,
 Du hast mir gefallen,
 Lebe wohl auch du,
 Lichtenberg dazu.

Liebes Mädchen, lebe
 Wohl, vergiss mein nicht,
 Denn mein Aug erhebet
 Sich zu dir und spricht:
 Lebewohl, vergiss mein nicht,
 Dich vergess ich nicht,
 Bis des Todes Hand
 Einst löst unser Band.

Nun zum Wohl, ihr Brüder,
 Gott verleih euch Glück!
 Einstens kehr ich wieder
 Nach Berlin zurück.
 Lebet wohl, ihr Freunde,
 Wie auch grössten Feinde.
 [Bleibt, ihr Linden, grün,
 Lebe wohl, Berlin!] ¹⁾

¹⁾ Ergänzt aus Erk-Böhme II 589.

Zum Gebrauche des Artikels vor Ortsnamen.

Von Dr. P. Klemenz.

Der Gebrauch des bestimmten Artikels vor Ortsnamen, und zwar meist Dorfnamen, ist eine in Schlesien noch vielfach übliche, wenngleich, wie es scheint, im Schwinden begriffene volkstümliche Ausdrucksweise, auf die u. a. schon A. Knötel in einem Aufsätze über den Frankensteiner Dialekt (Schles. Provinzialblätter, Neue Folge Bd. 9 [1870] S. 552) aufmerksam gemacht hat. Sie scheint damals häufiger gewesen zu sein als heute, wo man sie — nach meinen Beobachtungen noch am häufigsten in der Grafschaft Glatz — bei älteren Leuten mehr belauschen, als erfragen kann. Abgesehen von dem naheliegenden Vergleiche mit dem Griechischen sei hier auf den französischen Sprachgebrauch verwiesen. Jede französische Schulgrammatik lehrt, dass gewisse Städtenamen (le Havre, la Haye, le Caire, la Havane u. a.) ausnahmsweise den bestimmten Artikel haben; weniger bekannt ist, dass er sich vor einer überaus grossen Anzahl von Namen kleinerer Städte und Dörfer findet, meist solchen, deren Name ursprünglich ein Appellativum war oder als solches noch gefühlt wird, z. B. in den Zusammensetzungen mit la Ferté (Festung): La Ferté-Milon (Geburtsort Racines), la Ferté-Gaucher, oder Bildungen wie: La Forêt-le-Roi, la Chaux-de-Fonds (Kalkboden), la Houssaye (Palmengebüsch), les Essarts (ausgerodete Stellen), les Prés (Wiesen); aber auch ohne solche ersichtliche Bedeutung: les Alluets, le Perray, le Dancourt u. a. Es ist wohl als sicher anzunehmen, dass auch bei den hierher gehörigen, dem schlesischen Dialekt entnommenen Beispielen zunächst das Bewusstsein des appellativen Sinnes solcher Namen für den Gebrauch des Artikels massgebend war; in vielen Fällen liegt wohl auch hier ein Übergang von Flurnamen zu Ortsnamen vor (vgl. Siebs, Schles. Flurnamen, Mitteilungen Heft XIII S. 114); in vielen anderen scheint der gleichlautende Flussname eingewirkt zu haben; endlich hat man sicherlich jenen Gebrauch des Artikels auf Ortsnamen ohne solche appellative Bedeutung einfach übertragen (Analogiebildung). Hiernach möchte ich die in Betracht kommenden Beispiele in drei Gruppen einteilen:

a) Ortsnamen mit Artikel infolge appellativer Verwendung: ůf a Silberbarg gîn (Stadt Silberberg); ůf a Bôm-gôarta (Baum-

garten); ei di Hôarte (Hartau, von hart (mhd.) = Bergwald; ûf a Grôfenort (Grafenort); ûf a Folkaheen (Falkenhain); ei der Krôastôat (Kronstadt); ûf a Grînborn (Grünborn), beide letzteren Dörfer auf der böhmischen Seite des Erlitztales; ûf di Langebrîck (Langenbrück, Kr. Habelschwerdt). Ausser diesen der Frankensteiner bzw. Glatz-Habelschwerdter Gegend angehörigen Namen erwähne ich die von Siebs (a. a. O.) aus dem Riesengebirge entnommenen Beispiele: ûf a krumma hîbel (Krummhübel), die Wisliche und ai's Uormbâd (Warmbrunn), sowie die wohl durch scherzhafte Volksetymologie umgestalteten und eines gewissen humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrenden Wortgebilde: eim Plâkahôan (Bolkenhain) und ûf a Strûfribrîch (= Hohenfriedeberg).

b) Ortsnamen mit Artikel wegen gleichlautenden Flussnamens: ei de Neisse (Stadt Neisse), ei de Ôhle (Ohlau), ei dr Bîle (Langenbielau), ei dr Peile (Peilau), ei dr Wêstritz (Weistritz), ei dr Koschbich (Kaschbach unter der Eule), ei dr Lôm's und ei dr âla Lôm's (Altomnitz bei Habelschwerdt). Ob auch di Ôlze = Ôls wegen des Ôlsebaches hierherzustellen ist, bezweifle ich; noch weniger hat der dem schlesischen Landvolk kaum bekannte Wartheffluss Anlass zu den Redewendungen gegeben, die in der Frankenstein-Glatzer Gegend gang und gäbe sind: ei de Wôarte gîn, aus dr Wôarte kumma, ûf de Wôarte gîn, und die sich auf den bekannten Wallfahrtsort Wartha beziehen.

c) Übertragungen auf andere Namen. Da es sich in den folgenden Beispielen ausschliesslich um Namen slavischen Ursprungs handelt, kann man von appellativer Benennung nicht mehr reden. Der Prutza (Protzan bei Frankenstein), der Baitza, ûf a Schrôm, ûf a Pilz (Baitzen, Schrom, Pilz, drei nicht weit voneinander gelegene Dörfer bei Camenz; Pilz, slav. schon um 1189 als Pilec, später Pilcz, Pilecz erwähnte Gründung, deren Name mit dem deutschen ‚Pilz‘ nichts zu tun hat); ei dr Raums (Raudnitz); ei de Schweinz (nach Schweidnitz); eim Zôadel (Zadel bei Frankenstein); ei dr Bausse (Bautze, Vorwerk zu Tarnau bei Frankenstein).

Durchaus übereinstimmend mit diesem Sprachgebrauch heisst es also in einem von Knötel (a. a. O.) mitgeteilten Scherzliedchen:

O du heiliger Baitza,	Ich sull êne Braut wan (werden)
Du heiliger Schrôm,	Und hô noch ken Krôm (Kram, Hochzeitsstaat).

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass dieser Gebrauch sehr alt sein dürfte, wenn wir aus den urkundlichen Belegen: zum Slegil 1407 (Schlegel, Kr. Neurode); zum Slegel 1412; zum Schlegell 1583, weitere Schlüsse ziehen dürfen; nach Stanzel (Mitteilungen Heft XI S. 79) wird Öls schon „in älteren Drucken“ die Ölze genannt. Die beigebrachten Beispiele für den Gebrauch des Artikels vor schlesischen Ortsnamen würden sich jedenfalls durch Nachfragen an Ort und Stelle leicht vermehren lassen. Besonders dankenswert und interessant aber wäre es, festzustellen, inwieweit auch ausserhalb des schlesischen Sprachgebiets diese Verwendung des Artikels sich findet.

Zu den schlesischen Flurnamen.

Von Dr. Th. Siebs.

In Heft XIII der „Mitteilungen“ habe ich auf Seite 114 unter den Seidorfer Flurnamen „die *Wisliche*“ als Bezeichnung eines Berges angegeben. Oft war ich nach der Bedeutung gefragt worden, fand aber keine gute Anknüpfung; denn mit dem Vogelnamen des *rätwislich*, des Rotschwanzes, den ich a. a. O. nannte, brachte ich jenen Bergnamen nur ungern in Verbindung. Eine ältere Form des Flurnamens ist, wie mir auf meine Anfrage Herr Archivrat Professor Dr. Nentwig in Warmbrunn freundlichst mitteilt, nicht bezeugt. Bei erneuter Erkundigung, die ich an Ort und Stelle nach der Aussprache einzog, hörte ich *di wisłiĕ* sprechen. In *-iĕ* haben wir älteres *-inge* zu sehen: vgl. Formen wie *di starbnĕiĕ* „das Sterben, eig. Sterbninge“, *ärschlich* „ärschlings, rücklings“; auch entspricht der Name des Vogels *wis(t)lich* dem englischen *whistling* „the song-thrush, turdus musicus“. Es könnte die Wortform also sehr wohl einem mittelhochd. **wüestelinge*, ahd. **wuostilinga* entsprechen, das die für jenen Ort sehr wohl passende Bezeichnung einer „wüsten Gegend“ sein würde. Zu vergleichen ist wohl der Name eines Gutes bei Niederneukirch Reg.-Bez. Bautzen, *Wustlich*; ob Ortsnamen wie das in Bayern mehrfach bezeugte *Wiesling* oder das luxemburgische *Wiestel* hierhergehören, kann ich nicht sagen, da ich weder die älteren Formen noch die mundartliche Entwicklung übersehe. Der Artikel weist darauf hin, dass das Wort appellativisch empfunden wurde (s. S. 105 unter a).

Literatur.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, begründet von Friedrich Vogt, herausgegeben von Theodor Siebs. Band III: Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Paul Drechsler. II. Mit Buchschmuck von E. Siebs. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1905.

Mit dem nunmehr vorliegenden zweiten Bande ist das umfassende Werk von Paul Drechsler zum Abschluss gebracht. Behandelte der erste Band die Sitten, Bräuche und Meinungen, wie sie im Kreislauf des Jahres und im Lebenslauf des Einzelnen von der Geburt bis zum Tode in Erscheinung treten, so bringt der zweite Band alles dasjenige zur Sprache, was über Sitte, Brauch und Volksglauben — es lässt sich kurz nicht anders charakterisieren — ausserhalb der im ersten Bande erörterten Beziehungen zu sagen war. Zunächst wird das häusliche Leben des Schlesiers, wie es sich in Haus und Hof, bei Tische usw. äussert, dann das Verkehrs- und Rechtsleben behandelt. Das Landleben in Feld und Garten, die landwirtschaftlichen Sitten und Bräuche, das Verhältnis des Landmannes zu seinen Obst- und Nutzbäumen, zu seinen Haustieren und seinem Vieh, werden eingehend erörtert. Die Beziehungen des Einzelnen zu Gott und zur Kirche, sein Verhältnis zu den Gestirnen und den Naturelementen, ferner die mythischen Erscheinungen im Volksglauben bilden den Gegenstand der folgenden Abschnitte. Weiterhin werden Weissagung und Zauber, der Hexenglaube, die Bosheitszauberei, soweit sie sich in schlesischer Überlieferung nachweisen lassen, dargestellt. In den beiden Schlusskapiteln endlich handelt der Verfasser von dem körperlichen Leben des Menschen, von den Krankheiten, ihrer Abwehrung und Heilung. Angehängt ist ein ausgezeichnetes Register, das den Inhalt beider Bände verzeichnet und für die wissenschaftliche Verwertung des reichen Stoffes von ganz besonderer Bedeutung ist.

Der Inhalt des Bandes ist, wie man sieht, so bunt und mannigfaltig, wie das Leben selbst in seinen tausend Formen und Beziehungen. Aber der Verfasser hat die zahllosen Einzelzüge, aus denen sich das aufbaut, was wir Sitte, Brauch und Glauben nennen, mit geschickter Hand geordnet und so ein wohlgegliedertes, reizvolles Bild von dem Leben des schlesischen Volkes entworfen.

Wie im ersten Bande bewährt sich auch hier der Verfasser als hervorragender Kenner des Volkes und mit seltenem Spürsinn begabter Sammler. Wer jemals die Schwierigkeiten kennen gelernt hat, die jeder selbständigen und planmässigen Sammelarbeit auf volkskundlichem Gebiete heutzutage begegnen, der wird über den wunderbaren Reichtum staunen, mit dem sich hier der Beharrlichkeit und Umsicht eines begeisterten, zielbewussten Forschers alle Quellen erschlossen haben. Drechsler hat in erster Reihe natürlich aus dem Volksleben der Gegenwart geschöpft; aber er hat auch die Überlieferung früherer Zeiten, soweit sie ihm in gedruckten oder handschriftlichen Quellen zugänglich war, ausgiebig herangezogen und so manchen überraschenden Ausblick eröffnet in die Volkssitten und Volksanschauungen vergangener Tage.

Wir müssen es uns versagen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Wer das Buch und seinen reichen Inhalt kennen lernen will, der mag es selbst zur Hand nehmen, und die Zahl derer, die das tun werden, wird, wie wir hoffen und wünschen, nicht gering sein.

Man spricht jetzt soviel von Heimatskunst und Heimatssinn. Das Buch von Drechsler ist ein Heimatsbuch im eigensten Sinne. Die Begeisterung für unser engeres Vaterland hat es geschaffen, und wer darin blättert und liest, dem wird es von neuem das wecken und befestigen, was uns in der Gesellschaft für Volkskunde in letzter Linie zusammengeführt hat — die Liebe zur Heimat. Schlesien darf stolz sein, ein solches Buch zu besitzen! —

Wie die bisherigen Bände der „Überlieferungen“ ist auch der vorliegende Band mit künstlerischem Schmuck geziert, den diesmal die kunstgeübte Hand der Gattin des Vorsitzenden unserer Gesellschaft, Frau Ellen Siebs, beige-steuert hat.

Dr. M. Hippe.

Dahn, Felix, Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1905.

Es ist eine grosse Sache, das abgerundete Kulturbild eines lebenden Stammes zu zeichnen; aber was ist es gegen die Aufgabe, zu einer kurzen Volkskunde die Kultur eines Volkes längst vergangener Zeiten zusammenzufassen? Für die Germanen hat das noch niemand gewagt, vielleicht auch keiner gekonnt. Viele gute und schlechte Erklärungen der Germania des Tacitus haben wir, unzählige Einzelschriften über alle nur denkbaren Äusserungen altgermanischen Lebens, aber kein einheitliches aus eigenen Eindrücken gestaltetes Kulturbild. Ein solches gewinnen wir ja auch nicht aus grossen Sammelwerken, in ihnen vermissen wir stets den über dem gesamten Stoffe waltenden Geist. Von unseren grossen Germanisten hätte vielleicht Jakob Grimm eine solche Darstellung geben können, wenn er — und daran zweifle ich — gewollt hätte; unter den Lebenden ist wohl nur Felix Dahn dazu berufen, denn welcher Gelehrte verbindet mit gewaltigem historischen Wissen solche gründliche Kenntnis vom germanischen Recht und Staat, so reiche Kunde von Glauben, Sitte, Brauch und Dichtung? Vor allem aber ist keinem der Lebenden mit allem diesem auch die reiche Gabe der Phantasie eigen, die Kraft, Vergangenes als wirklich zu schauen und es auch anderen zu gestalten und zu beleben. — Zunächst werden wir über Rasse, Heimat und Gliederung der Germanen unterrichtet — viele strittige Fragen wollen da beantwortet sein, und undenkbar ist ein Germanist, der mit Dahn in allen Punkten einig wäre; so bin auch ich es nicht, und doch erfrent mich die grosszügige Art, wie der gesunde Sinn den Kern der Fragen erfasst und allein dadurch so manche Hypothesen neuester Mache, ohne sie der Erwähnung zu würdigen, abtut. Den Hauptstoff des Buches macht die Entwicklung der Rechts- und Staatsverhältnisse, der Stände und des Kriegswesens aus; auf diesen Gebieten steht Dahn als Meister über seinem Stoffe und weiss in kurzer, klarer und reizvoller Darstellung zu belehren. In Einzelheiten mag man bisweilen zweifeln, rechten und auch bessern; aber das Ganze ist, so anspruchslos es auch auftritt, ein einzigartiges, reifes, einheitliches und wohlgestaltetes Werk. Kein anderer als Dahn hätte es uns Deutschen schenken können, und wir sind ihm dankbar für diese Gabe.

Ss.

Urväterhort. Die Heldensagen der Germanen. Von Max Koch und Andreas Heusler. Berlin. Martin Oldenbourg 1904. M. 20. **Walhall.** Die Götterwelt der Germanen. Von E. Doepler d. J. und W. Ranisch. Berlin. Martin Oldenbourg 1904. M. 20.

Das Werk „Urväterhort“ ist eine der schönsten und anregendsten Prachtausgaben, die wir haben. Es umspannt den gewaltigen Stoff der germa-

nischen Heldensage: nicht nur die deutsche, sondern auch die englische und nordische. In edler, angemessener Form trägt Heusler, der gründliche Kenner dieses Gebietes, die Heldendichtung vor. Einleitend erinnert er mit besonnenem Worte an die Missgriffe der mythischen Deutung und fordert uns auf, die Sagen unmittelbar auf uns wirken zu lassen; dann spricht er von der Zeit der Völkerwanderung, in der ihre Urbilder lebten, und von den alten und jüngeren Formen der Heldendichtung. Der erzählende Teil wird eröffnet durch die gewaltige Sage von Wieland, dem zauberhaften Schmied, und von dem Meisterschützen Egil, dem altgermanischen Tell; Beowulfs Ruhmtaten und die eines anderen Drachenkämpfers, des Ortnid, folgen und dann die Sagen von Hetel und Hilde und von Gudrun, die uns das Volksepos dieses Namens verknüpft. Scheinbar unvermittelt, aber doch nach wohl überlegtem Plane, schliessen sich die in den Orient führende Sage von König Rother und die von Herbot an; wir werden von den überwiegend mythischen Stoffen durch diese Entführungsgeschichten, die ja keine historische Grundlage haben, aber doch an jüngere Eindrücke anknüpfen, übergeleitet zu dem historischen Stoffe der Sage von Offa, dem dänischen Uffo. Ihn und Halfdan, Starkad und Rolf Kraki und Harald Hildetand — sie alle können wir den Helden der Nordseevölker zurechnen. Und dann werden wir zu den Kempten der südlichen Stämme geführt, in die Kreise unseres deutschen Volksepos, zu Ermanrich und Dietrich von Bern, zu Siegfried und den Burgunden und zu Wolf Dietrich. Dass Heusler die Aufgabe, diese herrlichen Sagen zu erzählen, trefflich bewältigen würde, versteht sich. Froh erstaunt aber bin ich, dass wir auch den Illustrationen hohes Lob zollen müssen: sie sind wirklich so würdige Bilder zur deutschen Heldensage, wie ich sie nie gesehen: voll frischen Lebens und von ruhiger Grösse. Es ist ein Hort, an dem die Jugend sich begeistern und jeder sich erfreuen kann, und ich weiss für Jugend und Alter keine schönere Gabe, als dieses prächtige Werk, auf das wir stolz sein können.

Ein schönes Seitenstück zum „Urväterhort“ ist „Walhall“, die Götterwelt der Germanen. Freilich war es mit dem Stoffe gegeben, dass hier die Aufgabe für den Erzähler, W. Ranisch, und für den Künstler, E. Doepler, unendlich viel schwieriger lag. Inwieweit sich die eddischen Überlieferungen für die Götterlehre der Germanen verwerten lassen, darüber sind die Ansichten sehr verschieden. Ranisch hat die nordischen und germanischen Götter einander fast gleichgesetzt. Das ist sehr bedenklich, und besser wohl hätte er das Werk „die nordische Götterwelt“ genannt. So aufgefasst aber ist die Darstellung sehr dankenswert und wohl gelungen. Unendlich schwierig ist in diesem Falle die Aufgabe des bildenden Künstlers. Was soll er anfangen mit manchen eddischen Göttern, die keine Götter und keine Menschen sind? die stark allegorisch und dadurch aller bildlichen Darstellung entgegen sind? Den einzelnen Odin mag man bilden können — Maisons Werk lehrt es, und sehr vieles ist auch Doepler herrlich gelungen, man denke z. B. an den Skirnir; dass aber eine fortlaufende Illustration der eddischen Erzählungen sehr dankbar sei, habe ich nie geglaubt und bin durch Prells Fresken im Palazzo Caffarelli nur bestärkt worden. Höchst interessant aber sind doch die Darstellungen Doeplers; sie sind ein bedeutsames Gegenstück zum „Urväterhort“, und „Walhall“ wird gute Belehrung spenden, zumal für manche Leute, die in dem mythologischen Teil von Richard Wagners Ringdichtung nicht nur musikalische Befriedigung finden.

Siebs.

Opitz, Emil, Dr. phil., Die Arten des Rustikalbesitzes und die Laudemien und Markgroschen (73. Heft der Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Gierke). Breslau 1904. XVI u. 420 S.

Aus mehrjährigen eindringenden Forschungen im Breslauer Staatsarchiv über die geschichtliche Entwicklung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse Mittelschlesiens ist als reife Frucht vorliegende Studie über die Natur, die Entstehung und Verbreitung der Laudemien und Markgroschen in Gesamtschlesien hervorgegangen. Merkwürdigerweise hatte betreffs dieser ländlichen Abgaben bisher bei älteren und neueren schlesischen Historikern und Rechtsgelehrten eine auffallende Unkenntnis über das Wesen der Sache und damit verbunden ganz verschiedenartige Anschauung geherrscht. Selbst der grosse schlesische Rechtshistoriker G. A. Stenzel ist in diesem Punkte über „Beiträge“ nicht fortgekommen. Opitz hat zunächst die Arten des Erbrustikalbesitzes in Schlesien seit der deutschen Einwanderung festgestellt. Als erstes entstand der Lokatoren- (Schultisei-) und Bauernbesitz; beide wurden dann aber sehr zersplittert und im 16. und 17. Jahrhundert durch das planmässige Bauernlegen seitens der Grundherrschaft ungeheuer vermindert. Dafür gewann der Dreschgärtnerstand in seinen verschiedenartigen Abzweigungen um so grössere Ausbreitung. Die Erbgärtner zerfielen seit der Kolonisation in Dorf- und Gutsgärtner. Von den zu Erbrecht ausgesetzten Dorf- oder sogenannten Freigärtnern gliederten sich namentlich seit dem 16. Jahrhundert die dienstfreien oder mit gemessenen Handdiensten belegten Erbfreigärtner, meist Professionisten, und jedenfalls auch die Gross- und Groschengärtner ab. Die seit dem 16. Jahrhundert entstandenen Häusler lagen ebenfalls zu Erbrecht und zerfielen in die wenigen Freihäusler mit der Dienstfreiheit oder wenigen gemessenen Handdiensten und in die gewöhnlichen Häusler und Angerhäusler mit der Verpflichtung zu geringen unentgeltlichen und ungemessenen entgeltlichen Diensten. — Weiter hat Opitz aus seinen archivalischen Nachforschungen folgende Hauptergebnisse gewonnen: Ursprünglich waren nur die Lokatorengüter, d. h. die Scholtiseien und Lehnmannereien, die als Besitz der Unternehmer bei der Dorfbesiedelung zu deutschem Recht mit verschiedenen Vorrechten, so u. a. frei von dem Zins der Bauerngüter, ausgestattet waren, laudemienpflichtig. Sie wurden als Lehn betrachtet und hatten deshalb, wie die Ritterlehen, die Lehnware oder das Laudemium zu entrichten. Sie blieben aber auch später, nachdem sie in andere Hände gekommen waren, von den gewöhnlichen Robotten frei, mit denen der Zinsbauernbesitz namentlich im 16. Jahrhundert belastet wurde. Darauf wurde nach ihrem Vorbild anderes Bauern- und Gärtnerland bei Neuaussetzung oder bei irgend welchen andern Änderungen gleichfalls, aber jetzt vertragmässig, laudemienpflichtig gemacht. Ungefähr mit Beginn des 16. Jahrhunderts führte die Grundherrschaft bei Veränderungen im Robottbesitz die Konsensnachsichtung zu dem Kauf bzw. Verkauf ein, verlangte den Markgroschen und setzte diese Abgabe auch durch; d. h. also, die Grundherrschaft nahm für die Erteilung ihres Konsenses bei Veräusserungen des gewöhnlichen Erbrustikalbesitzes den sogenannten Markgroschen. Gleichzeitig machte die Grundherrschaft auch den Versuch, ihren zins- und robottpflichtigen Besitz wegen des zu geringen Ertrages des Markgroschens mit dem Laudemium, also der 10%igen Abgabe von Abfahrt und Auffahrt, vom Verkauf und vom Kauf zu belasten. Hiergegen

leisteten jedoch die Bauern, fast durchweg mit Erfolg, Widerstand und retteten so den Robotbesitz vor einer allgemeinen Laudemienbelastung. Einem späteren Versuche, das Laudemium, das bisher nur in Kauffällen gegeben zu werden brauchte, auch auf den Erbfall zwangsweise auszudehnen, wusste der Bauernstand gleichfalls mit Erfolg zum grössten Teil zu begegnen. Das 17. und 18. Jahrhundert dehnte dann die Laudemien und Markgroschen in Kauf- und Erbfällen weiter aus, bis endlich beide Abgaben nach mannigfachen Prozessen im 19. Jahrhundert gewöhnlich gegen Geld abgelöst wurden.

An den darstellenden Text, der mit einer Fülle von Anmerkungen begleitet ist, schliesst sich eine sehr umfängliche Urkundensammlung mit weit über 500 Nummern zum Teil in wörtlicher Wiedergabe, zum Teil in mehr oder minder ausführlichem Auszug. Gegliedert ist diese Sammlung in 4 Abteilungen, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: A. Lehnware auf Dominialbesitz in Schlesien vom 14. bis zum Beginn des 16. Jahrh., B. Laudemium auf Rustikalbesitz in Schlesien vom 14. bis 19. Jahrh., C. Der Widerstand der schlesischen Bauern gegen die Aufbüdung der Laudemien im 16./17. Jahrh., D. Markgroschen auf Rustikalbesitz in Schlesien vom 16. bis zum 19. Jahrh. Die Urkunden sind mit grosser Umsicht zusammengetragen und inhaltlich korrekt wiedergegeben. Nur in der Schreibweise ist die Vorlage wohl zu mechanisch mit ihren Willkürlichkeiten kopiert worden: so sind Orts- und Personennamen (z. B. lewthin=Leuthen, kunzke oderwolf = Kunzke Oderwolf) wiederholt mit kleinen Anfangsbuchstaben, dagegen Eigenschaftswörter u. dgl. mit grossen Anfangsbuchstaben (z. B. Galichen) gedruckt. Ein wertvolles Ortsregister erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Berichtigungen und Ergänzungen, die für das Register nicht mehr verwertet werden konnten, sowie eine sehr brauchbare Zusammenstellung der in Schlesien gebräuchlich gewesenen Geldwerte sichern dem Verf. auch nach dieser Richtung hin den Dank des Benutzers.

Dr. Wutke.

Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin. Gesammelt und herausgegeben von Dr. A. Haas. Stettin. Johs. Burmeisters Buchhandlung 1904 (VII, 232 S., 8 Tafeln Abbildungen).

Seiner bereits in 3. Auflage Mitt. XII, S. 110 gewürdigten verdienstlichen Sammlung Rügenschers Sagen und Märchen hat der rührige Vertreter pommer-scher Volkskunde Dr. A. Haas schon nach kurzer Zwischenzeit eine ebenso reichhaltige, durch Illustrationen verschönte Sammlung Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin folgen lassen.

Teils mündlichen Mitteilungen, teils gedruckten Sagenwerken entnommen, unter denen eine besonders lohnende Ausbeute die älteren Sammlungen von I. D. H. Temme (Berlin 1840) und A. Kuhn und W. Schwartz (Leipzig 1848) boten, ist der emsig und mit gewissenhafter Quellenangabe zusammengetragene Stoff in XVII Abschnitten nach denselben Gesichtspunkten geordnet, die der Herausgeber in der Sammlung der Rügenschers Sagen beachtete; nur kommen als besonderes Kapitel die Überlieferungen über „die Prinzessin im Golm“ hinzu, „eine Sagengestalt, in welcher sich, wie es scheint, die Erinnerungen an eine vorgeschichtliche Wald- oder Baumgottheit erhalten haben“. Nicht übergangen, obschon nicht zu dem ursprünglichen Bestande des Wolliner Volkssagenschatzes gehörig, sind die auch hier, nämlich am vielbesuchten Jordansee vom Boots-

fürher erzählten Versionen der Herthasage; denn der Verf. will mit seinem Buche nicht bloss den mündlichen fortgeerbten Sagenschatz in der Erinnerung der Bewohner von Usedom und Wollin lebendig erhalten, vielmehr hofft er auch, dass seine Sammlung manchem der Tausende auswärtiger Badebesucher Interesse an dem Denken und Empfinden der Inselbewohner einflössen oder schon vorhandenes stärken werde.

Uns erscheint damit die Bedeutung der Publikation keineswegs erschöpft; auch sie dürfte, gleich der genannten älteren Sammlung, der wissenschaftlichen Forschung viele Anhaltspunkte bieten.

Dr. Wahner.

Vineta, von W. Deecke (Dr. phil., ord. Prof. der Geologie an der Universität Greifswald). Im X. Jahresber. der Geograph. Gesellschaft zu Greifswald 1906.

Dem kleinen Aufsätze zollen wir hier besondere Beachtung, weil er einerseits eine wertvolle Erklärung der Vinetasagen bietet, die in dem (soeben besprochenen) Buche von Haas enthalten sind, anderseits aber einen neuen Gesichtspunkt für die prähistorische und überhaupt die Altertumsforschung eröffnet. Die Sage von der einst blühenden Stadt Vineta an der Nordküste von Usedom und ihrem Versinken in die Ostsee ist weithin bekannt, nicht zum wenigsten durch Wilhelm Müllers Lied „Aus des Meeres tiefem tiefem Grunde Klingen Abendglocken dumpf und matt“. Längst schon ist nachgewiesen, dass Vineta eine Entstellung des Namens Jummeta, dieses aber mit Julin = Wollin identisch ist, jener alten Wunderstadt, die einst ein wichtiger Handelsplatz in Pommern war; von der Sage soll die untergegangene Stadt deswegen nach Usedom verlegt worden sein, weil eben Wollin noch vorhanden war. Warum aber gerade an die Stelle am Streckelberg bei Coserow, wo wir heute das sog. Vinetariff finden? Dieses Riff, das früher gewaltige regelmässige Setzungen von Steinen zeigte (sie sind grösstenteils zu den Swinemünder Hafenbauten seit 1730 gezängt worden), ist — so sucht Deecke nachzuweisen — durch Versinken eines niedrigen Landes mit Dolmen oder Kegelgräbern entstanden. Den Ausführungen des Geologen Deecke, der auf diesem Gebiete Autorität ist, folgen wir mit grösstem Vertrauen. Den strikten Beweis freilich dafür, dass die Vinetasage gerade hierher verlegt ward, weil die grossen strassenartig liegenden Steinreihen der Dolmen und Steinkistengräber den Gedanken an eine untergegangene Stadt aufkommen liessen, vermag natürlich niemand zu geben, und wir kommen über Vermutung nicht hinaus, zumal ja erfahrungsgemäss auch ganz andere Motive zu ähnlichen Sagen führen können. Besonders wertvoll aber sind Deeckes Ausführungen durch den Nachweis, dass solche unzerstörte Gräber „in der Fluten Schoss hinabgesunken“ noch vorhanden sind, und dass sich dadurch nicht nur der geologischen, sondern auch der prähistorischen Forschung ein maritimes Gebiet eröffnet.

Ss.

Schlä'sches Quellbündel. Eine Auslese schlesischer Dichtungen. Von Ludwig Sittenfeld. 2. Aufl. Breslau, Fleischmann. 0,50 M.

Eine geschmackvolle Sammlung von Stücken unserer besten mundartlichen Dichter: Holtei, Bertermann, Tschampel, Rössler, Max Heinzel, Philo vom Walde sind vertreten, und neben den lieben alten Bekannten manche erfreulichen neuen, wie Kretschmer, Paul Keller, Marie Oberdieck u. a. m. Das 160 Seiten starke und sehr billige Büchlein empfehlen wir gern.

Ss.

Paeschke, P. Der Gröditzberg und seine Bedeutung für Niederschlesien. Breslau. M. Woywod 1905. 0,50 M.

Eine mit Begeisterung geschriebene liebenswürdige Skizze der Geschichte des Gröditzberges, eingeleitet durch eine Würdigung seiner landschaftlichen Schönheiten und geschmückt mit mehreren gelungenen Abbildungen. Ss.

Mitteilungen.

Die am 1. Juni d. J. in Liegnitz abgehaltene Wanderversammlung unserer Gesellschaft, über deren Verlauf das vorige Heft ausführlich berichtete, hat uns nicht nur durch Gewinnung einer Anzahl neuer Mitglieder die Möglichkeit gegeben, an diesem hervorragenden Punkte der Provinz festen Fuss zu fassen, sondern hat der Gesellschaft auch eine wichtige Förderung von amtlicher Seite eingetragen, auf die wir den allergrössten Wert legen. Die Königliche Regierung in Liegnitz hat die ihr unterstellten Kreisschulinspektoren in einer Rundverfügung auf die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde hingewiesen und ihnen nahegelegt, die Lehrer ihrer Aufsichtsbezirke für die Bestrebungen unserer Gesellschaft zu interessieren. Eine Reihe von Kreisschulinspektoren (Sagan, Landeshut, Hoyerswerda I) haben, dieser Anregung Folge leistend, sich mit der Bitte um nähere Information über Aufgabe und Ziele der Gesellschaft an uns gewendet. Wir haben diesen Gesuchen natürlich mit freudiger Bereitwilligkeit entsprochen und werden selbstverständlich auch weiterhin jeden einzelnen an uns gelangenden Wunsch gern und umgehend erfüllen. Gerade die Lehrer an den ländlichen Schulen unserer Provinz zählen wir, wie das schon oft ausgeführt worden ist und keiner näheren Begründung bedarf, zu unseren berufensten und wertvollsten Mitarbeitern, und wir haben es immer schmerzlich empfunden, dass gerade die Vertreter dieses in erster Reihe zum Sammeln und Mitforschen auf unserm Arbeitsgebiete befähigten Standes sich so verhältnismässig schwer gewinnen liessen. Möchte der Hinweis, der jetzt von amtlicher Stelle an einen Teil der schlesischen Lehrerschaft ergangen ist, sich als fruchtbringend und erfolgreich erweisen für unsere Gesellschaft und die grossen Aufgaben, an denen wir arbeiten! Der Königlichen Regierung in Liegnitz aber und insbesondere Herrn Oberregierungsrat von Neefe und Obischau, der unserer Gesellschaft in liebenswürdiger Weise persönlich nähergetreten ist, fühlen wir uns zu besonders lebhaftem Danke verpflichtet. Wir hoffen zuversichtlich, dass auch die andern Bezirksregierungen in Schlesien, an die wir zu gegebener Zeit heranzutreten gedenken, geneigt sein werden, unsere Bestrebungen in gleich freundlicher Weise zu unterstützen. M. H.

Am 1. und 2. Oktober d. J. fand die erste Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Hamburg statt; unsere Gesellschaft war durch den Vorsitzenden vertreten. Der erste Tag, Sonntag, war einem Ausfluge in die für jeden volkskundlichen Forscher sowie für jeden, der überhaupt für Volkseigenart Sinn hat, hochinteressanten Vierlande gewidmet. Ein Ausschuss unter Leitung des Landherrn, Senator Dr. von Melle, hatte auf das beste für das Gelingen der Fahrt Sorge getragen, an der sich etwa 80 Personen beteiligten; das Äussere und Innere charakteristischer alter Bauernhäuser und die Kirchen von Alten- und Nenengamme und Kurslake wurden be-

sichtigt, auch eine wertvolle Zusammenstellung alter Trachtenstücke. Am Abend fand eine gesellige Zusammenkunft im Patriotischen Gebäude in Hamburg statt, die durch Mitteilungen und Anprachen mancherlei Anregung bot. Den folgenden Tag begann die Hauptsitzung der Abgeordneten um 9 Uhr. Zunächst erstattete der Vorsitzende, Prof. Dr. Strack, den Rechenschaftsbericht; derselbe wurde von den zu Revisoren erwählten Proff. Dr. Siebs und Bolte geprüft und richtig befunden und auf deren Antrag genehmigt. Sodann ward über die vom sächsischen und bayrischen Verein gestellten Eintrittsbedingungen beraten. Auf Antrag von Prof. Siebs ward angenommen, in § 1 der Satzungen hinzuzusetzen, dass der Zusammenschluss zu einem Verbands „(jedoch) unbeschadet der Selbständigkeit der einzelnen Vereine“ geschehe; ferner ward als Resolution beschlossen: „Vereine, denen der Beitritt zum Verbands aus finanziellen Gründen Schwierigkeiten macht, dürfen aufgenommen werden, wenn sie einen Jahresbeitrag von wenigstens 30 Mark zahlen. Dafür erhalten sie 10 Exemplare der Mitteilungen. Ausserdem verpflichten sie sich, ihre Mitglieder zum Abonnement auf die Verbandsmitteilungen zu veranlassen, die diese zum Preise von 30 Pfennig jährlich erhalten. Auch versprechen die betreffenden Vereine, sich den allgemeinen Bestimmungen zu fügen, sobald es ihre Finanzen gestatten. Über die Aufnahme entscheidet der Ausschuss“. Da der Verband hiermit jedenfalls die weitestgehenden Erwartungen der beiden Vereine erfüllt hat, dürfen wir nun wohl überzeugt sein, dass die beiden in Frage stehenden Gesellschaften sich den auf einheitliche Arbeit gerichteten Bestrebungen unseres Verbandes nicht mehr verschliessen. — Der Antrag des Ausschusses, die deutschen volkskundlichen Zeitschriften bis zum Jahre 1902 zu bearbeiten, wurde angenommen, und auf Antrag der schweizerischen Gesellschaft, des Berliner Vereins und der hessischen Vereinigung für Volkskunde wurde beschlossen, zum Zwecke einer Sammlung der deutschen Volkslieder zunächst eine Inventarisierung der Liedertexte und -melodien vorzunehmen; mit der Vorbereitung dieser Arbeit wurde eine Kommission (Proff. Bolte, Meier, Strack) beauftragt. Ferner wurde empfohlen, die von den Geschichts- und Altertumsvereinen beabsichtigte Statistik der deutschen Bauernhausformen zu unterstützen. Nachdem sodann bestimmt war, dass die Verbandsmitteilungen in derselben Weise wie bisher erscheinen sollen (die nächste Nummer wird voraussichtlich noch im Dezember ausgegeben, und in ihr wird genaues über die Verbandstagung berichtet), ward der bisherige Ausschuss wiedergewählt und für die nächste Tagung Berlin (1907) in Aussicht genommen. — An den geschäftlichen Teil schlossen sich ein dankenswerter Vortrag des Oberlehrers Wossidlo in Waren über die Technik des volkskundlichen Sammelns und dann eine Wanderung durch die im Johanneum befindliche Sammlung Hamburgischer Altertümer; am Abend hielt Dr. Crome aus Göttingen einen kurzen Vortrag über historische Volkskunde, und dann sprach Direktor Prof. Dr. Thilenius über die Berührung der Volkskunde mit der Völkerkunde. Auch in den an unsere Tagung sich anschliessenden Sitzungen der Vereinigung deutscher Philologen und Schulmänner gab es in der germanistischen Sektion verschiedene in die Volkskunde schlagende Anregungen: Prof. Mogk aus Leipzig sprach über „Volkskunde und deutsche Philologie“, Dr. Mensing aus Kiel über die Vorarbeiten zu einem schleswig-holsteinischen Dialektwörterbuch.

Am Freitag, den 10. November, fand eine Sitzung des Vorstandes unserer Gesellschaft statt, in welcher über wichtigere geschäftliche Angelegenheiten

berichtet und beschlossen wurde; auch wurde die Ausarbeitung neuer Fragebogen ins Auge gefasst. An demselben Tage fand die erste allgemeine Sitzung des Wintersemesters statt. Herr Geh. Justizrat Prof. Dr. Felix Dahn hielt in dem dicht gefüllten Auditorium maximum der Universität einen Vortrag über den „Charakter der germanischen Mythologie“. Der Redner sprach zunächst über die Entstehung der Religion, indem er ihre Abhängigkeit vom Volkscharakter und von historischer Entwicklung, vor allem aber auch ihren Selbstzweck hervorhob. Damit, dass alle Religionen anthropomorph seien, also ihren Gott oder ihre Götter nach dem Bilde des Menschen gestalteten, sei die Mitwirkung der Phantasie und Poesie gegeben, und mit dieser weiterhin die polytheistische Ausgestaltung. Wenn eine solche dann aber zu üppig waltet, so tritt sie in Gegensatz zu dem religiösen Bedürfnisse, das wiederum nach einer über jener Vielheit stehenden Einheit verlangt, und zum Moraltriebe, der von der Gottheit Heiligkeit und Reinheit im Gegensatze zu den menschlichen Leidenschaften fordert. Die Germanen haben, um jenen von der Phantasie geschaffenen Vorstellungen von ihren Göttern mit aller ihrer Leidenschaft und Menschlichkeit ein Gegengewicht zu geben und ihnen zu entgehen, den Untergang ihrer Götterwelt, die Götterdämmerung, geschaffen — eine sittliche Auffassung und eine dramatisch-tragische, die recht eigentlich den Charakter der germanischen Mythologie bestimmt.

Die letzte Sitzung des Jahres fand am 8. Dezember statt: Prof. Dr. Feit, Direktor des Kgl. Friedrichsgymnasiums, hielt einen Vortrag über „Das deutsche Volksrätsel“. Derselbe ist in erweiterter Gestalt in diesem Hefte gedruckt.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von den Herren Dr. Wahner in Gleiwitz, Dr. Kühnau in Patschkau, Dittrich, Dr. Klapper, Dr. Lowack, Dr. Heinrich Berger und Gracibisch in Breslau, Dr. Stäsche in Tarnowitz.

Für jede Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei:

aus Breslau: Herr Dr. phil. A. Lowack, Fräulein Emmy Haertel, die Herren Oberarzt Dr. Bergel, Universitätsprofessor Dr. Kneser, Dr. phil. M. Leopold, Universitätsprofessor Dr. Passarge, Geheimer Archivrat Professor Dr. Colmar Grünhagen.

von auswärts: die Herren Dr. med. G. Schlauch in Dohna (Sachsen), Professor P. Sartori in Dortmund, der Schlesiierverein in Bromberg (Vorsitzender: Herr W. Georgi), Herr Pastor Richter in Boyadel, Kr. Grünberg, Herr Lehrer Karl Eckert, ebenda.

Die erste Sitzung des Jahres 1906 findet im Hörsaal I der Universität am Freitag, den 12. Januar statt; Herr Gymnasiallehrer Dr. Walther Vogt wird einen Vortrag über den „Volkscharakter der heutigen Isländer“ halten.

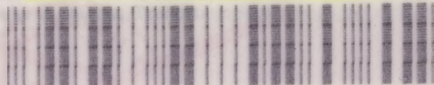
Mit diesem Hefte schließen die „Mitteilungen“; desse

Schluss

Buchdruck

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 7438/VII



013-007438-07-0